ALBRECHT THAER ALS NATIONALÖKONOM

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE DER HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT BERN

VORGELEGT VON

AUGUST WERTH
AUS SIEGBURG

BORNA-LEIPZIG
BUCHDRUCKEREI ROBERT NOSKE
1905.

VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT AUF ANTRAG DES HERRN PROF. ONCKEN ANGENOMMEN.

BERN, DEN 19. JULI 1904.

DER DEKAN:
PROF. DR. **CARL FRIEDHEIM.**

MEINER MUTTER

GEWIDMET

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

> „Nicht ruhen soll der Erdenkloß,
> Am wenigsten der Mann! —“
> Goethe an Thaer. —

Bei seinem goldenen Doktor-Jubiläum am 16. Mai 1824 wurde Thaer von Goethe in einem Gedichte gefeiert, das in kurzer Prägnanz den geistigen Entwicklungsgang von Thaers landwirtschaftlichen Ideen zum Ausdruck bringt. Das Lied schließt:

> „Gewiß, ihr fragt nicht, wie Er heißt,
> Sein Name lebe fort!“

Das Goethewort ist in Erfüllung gegangen, Thaers Name lebt und wird leben, solange es eine Wissenschaft des Landbaues gibt.

Die Urkunde, die man in das Fundament des 1843 zu Leipzig errichteten Thaerdenkmals gelegt, zeugt in lebendiger Weise vom Wirken des landwirtschaftlichen Reformators. Hier ihre Worte:

„Alb. Thaer, geboren den 14. Mai 1752 zu Celle, gestorben den 26. Oktober 1828 zu Möglin, Doktor der Heilkunde, königlich preuß. Staatsrat im Ministerium des Innern, Stifter der landwirtschaftlichen Anstalt zu Celle, Begründer und Leiter der Akademie des Landbaues zu Möglin, Ritter mehrerer Orden, Verfasser zahlreicher höchst bedeutungsvoller Schriften und Abhandlungen über Heilkunde, Naturwissenschaften, Landwirtschaft, dem Begründer der Landwirtschaftslehre, Förderer der Wechselwirtschaft, des Kartoffelbaues, der Schafzucht, dem tapfern, siegreichen Vorkämpfer für Freiheit des landwirtschaftlichen Gewerblebens, dem Ausstreuer fruchtbaren Samens zur mannigfaltigen Verbreitung von Wohlstand und Bildung, dem tiefen, dem scharfen Denker, dem kühnen, dem großartigen Schöpfer, dem ruhmgekrönten Vollbringer, dem anerkannten Muster deutscher Schreibart, dem unendlich Verdienten, Deutschlands hoher Zier, Deutschlands gerechtem Stolze, Ihm, dem Großen setzt im Geiste deutscher Einheit zu Leipzig, im Mittelpunkte Deutschlands, an der Geburtsstätte der deutschen Jahresversammlung dieses eherne Denkmal die Wandergesellschaft deutscher Land- und Forstwirte.

Leipzig am 9. September 1843.“

Wenn wir das Wirken und die Verdienste Thaers recht schätzen und beurteilen wollen, so ist es unbedingt erforderlich, einen Blick auf den damaligen Stand der Landwirtschaft sowohl, wie nicht minder auf die wirtschaftliche Lage der Stätte, wo Thaer wirkte, zu werfen.

Was die Landwirtschaft als Wissenschaft anbelangt, wenn wir überhaupt von einer solchen vor Thaer sprechen können, so haben wir drei Schulen zu unterscheiden, die der landwirtschaftlichen Kameralisten, der Empiriker und endlich die Schule, die Thaer begründete, die der Rationellen.

Die kameralistische Schule hat für die Wissenschaft der Landwirtschaft äußerst wenig geleistet, ihre Erfolge liegen hauptsächlich auf agrarisch-legislativem Gebiete; sie hat den künftigen Agrarreformen den Weg gebahnt.

Weit mehr Verdienste für die praktische und wissenschaftliche Landwirtschaft hat die Schule der Empiriker. Thaer selbst sagt, daß die Werke von Hagedorn, Ekhart und Leopold zu den immer noch (1807) brauchbaren Werken gehörten.

Auf der Basis des bereits Gegebenen konnte Thaer aufbauen, und was immer er auch Neues gegeben, sein Hauptverdienst beruht doch darin, daß er das bereits Gegebene und das von ihm selbst neu Geschaffene wissenschaftlich begründete, und die deutsche Landwirtschaft in rationelle Bahnen lenkte. Daß ihm hauptsächlich das letzere gelingen konnte, daß er in Wirklichkeit der Reformator der deutschen Landwirtschaft werden konnte, verdankt er neben seinem Genie zum Teil auch den ihm zu Hilfe kommenden Verhältnissen. Anfangs hatte er allerdings gegen dieselben zu kämpfen, und er tat es mit Mut und Begeisterung. Durch die französische Revolution war eine Gärung im Wirtschafts- und politischen Leben eingetreten, ein frischer Zug machte sich auf allen Gebieten desselben bemerkbar, neues Leben begann allenthalben zu keimen. Zwar war in dem Teile Deutschlands, wo Thaer schaffte, außer der gesteigerten Nachfrage nach den Produkten des Ackerbaues anfangs noch wenig von dem Vorerwähnten zu merken, es bedurfte noch vieler Arbeit, um wenigstens einen Teil der besseren Ideen auch in Nordostdeutschland zur Tat werden zu lassen. Thaer hat regen Anteil an dieser Arbeit. Eine Mitteilung Körtes ist geeignet, sowohl Thaers Standpunkt zu beleuchten, als auch ein Schlaglicht auf die ganze damalige Situation zu werfen. Es heißt in der Thaerbiographie:

„Als einige Jahre nachher die französische Revolution ausgebrochen war, und anfänglich auch ihn (Thaer), wie alle edler denkenden Zeitgenossen, für ihre erhabenen Tendenzen mit Leidenschaft einnahm, ward ihm im hannöverschen Lande der Spitzname eines Demokraten und Jakobiners umsomehr beigelegt, da er den Grundsatz der Menschenrechte aufs lebhafteste verteidigte, von dem Riesen-

kampfe für Freiheit der Völker die wohltätigsten Früchte erwartend. Der Gedanke an Aufhebung aller Fronen, an die Befreiung der Bauern von den feudalen Fesseln begeisterte ihn über alles.“ [1])

Der letzte Gedanke ist in der Tat ein Leitmotiv von Thaers ganzer Tätigkeit gewesen, denn er sah sehr wohl ein und betonte es allenthalben, daß nur eine von allen Fesseln befreite Landwirtschaft nach seinen Ideen wirtschaften könne. Doch gleichzeitig betonte er nicht minder, daß die Befreiung nur „ohne jemandes Gefährde“ und mit gerechter Entschädigung der durch die Befreiung wirtschaftlich Benachteiligten geschehen dürfe. Und hierin unterscheidet sich Thaer von andern, insbesondere von der Art der Befreiung der Landwirtschaft in der französischen Revolution, die in der Versammlung vom 11. Oktober 1791 ohne jegliche Entschädigung den Zehnten abschaffte, Die Ansicht Thaers waltete auch in der späteren preußischen Agrarreform unter Stein und Hardenberg vor. Doch wie sah es zu Beginn der Tätigkeit Thaers in der deutschen Landwirtschaft aus? Frondienste, Hand- und Spanndienste, kurz alle Phasen der Leibeigenschaft, der Zehnte, die Unfreiheit des bäuerlichen Landes, die unzähligen Formalien und Bedingungen des Pachtes und Besitzes, die Gemeinheiten, der Flurzwang, alles in allem ein übermächtiger Hemmschuh, hinderte das Emporkommen einer besseren, vernunftgemäßen Bewirtschaftung des Bodens. Mit Handel und Gewerbe stand es mancherorts nicht viel besser. In diese schwüle, stagnierende Atmosphäre kam nun ein frischerer Zug. Doch das nationale Unglück mußte erst über Deutschland hereinbrechen, um aus demselben heraus Freiheit und Wohlstand des Volkes zu gebären; dann allerdings ging es vorwärts auf allen Linien, hier schneller, dort langsamer, und die Landwirtschaft blieb nicht zurück. Eine große Nachfrage nach den Produkten des Landbaues entstand. Die vielen Kriege vermehrten diese Nachfrage noch, die Kontinentalsperre begünstigte den Anbau von Handelsgewächsen, und manche landwirtschaftliche Industrie verdankt dieser Sperre ihre Entstehung. Das Aufblühen der Industrie stand wieder in günstiger Wechselwirkung zur Landwirtschaft. Die entfesselten Gewerbsinteressen rissen auch die Landwirtschaft mit sich fort; dann kamen die mannigfachen Agrarreformen, die eine freie, individuelle Tätigkeit auf dem Gebiete der Landwirtschaft ermöglichten, und mit einem Führer wie Thaer an der Spitze durfte sie den Kampf auf wirtschaftlichem Gebiete aufnehmen. Die Ideen Thaers fanden jetzt den geeigneten Boden und konnten wachsen und aufblühen zum Wohle der gesamten deutschen Nation.

Durch Thaer und vollends durch Liebig wurde die Landwirtschaft das, wozu sie mit unabwendbarer Notwendigkeit kommen

---

[1]) Bei Wilhelm Körte, Albrecht Thaer, Leipzig, 1839 S. 55.

mußte, wenn sie nicht gänzlich zugrunde gehen sollte, sie wurde ein Gewerbe, wie jedes andere.

Immer wieder hatte Thaer es betont, daß die Landwirtschaft ein Gewerbe sei, und als solches mit Kapital und intensiver Arbeit betrieben werden müsse. Weil Thaer aber die Landwirtschaft als Gewerbe betrachtete, war er geradezu auf die Nationalökonomie angewiesen; wie weit er aber Nationalökonom war, soll in nachfolgender Arbeit zu zeigen versucht werden.

Was Thaer als Landwirt geleistet hat, kann hier nicht ausführlich dargelegt werden; nur eine knappe Orientierung, wie sie zum Verständnis des Ganzen nötig ist, sei zunächst gegeben.

Ähnlich wie die politische Lage Deutschlands zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts war auch die ökonomische bezw. landwirtschaftliche Lage. Dieselbe Zerfahrenheit, Uneinigkeit und daraus resultierende Schwäche, die man bei jener findet, zeigt sich auch in dieser. Was Thaer auch immer geschaffen hat, sein Hauptverdienst wird, neben der Erfindung der Statik, die Vereinigung aller bisher gefundenen und seiner eigenen Resultate in Wissenschaft und Praxis des Landbaues zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem vollkommenen Lehrgebäude, und dessen wissenschaftliche Begründung sein, ferner die allgemeine Verbreitung seiner, zum Teil nicht neuen, aber neu ans Licht gebrachten und so geradezu wieder geborenen Ideen und Lehren der Landwirtschaft. Das ist eben, wie schon gesagt, das Hauptverdienst Thaers, in klarer, leicht verständlicher, zusammengefaßter Darstellung Altes und Neues, Eigenes mit wissenschaftlicher Begründung dem deutschen Landwirt dargeboten zu haben. Auf Grund dieser Darstellung konnte sich die bessere, rationelle Ausübung der Landwirtschaft überallhin, wo es not tat, verbreiten; dem Bauer kam es zum Bewußtsein, was er an seinem Acker habe, was er aus demselben machen könne.

Wollen wir auf das, was Thaer geschaffen, eingehen, so haben wir zuerst der Fruchtwechselwirtschaft zu gedenken.

Wenn auch Fruchtwechselwirtschaft in mancherlei Form schon vor Thaer in verschiedenen Gegenden Deutschlands getrieben wurde, insbesondere in den höher kultivierten westlichen und südlichen Gebieten, wie an Rhein und Mosel, im Elsaß und besonders im benachbarten Belgien und weiter in England, so ist doch als der eigentliche Begründer, gewissermaßen als der Vater dieses Systems, Thaer anzusehen, denn der großen Allgemeinheit der deutschen Landwirte war diese Wirtschaftsart fremd. Erst als Thaer den vielen Variationen der Fruchtwechselwirtschaft eine einheitliche, systematische Gestalt gegeben und ihr seine empfehlende Stimme mit auf den Weg gab, fand die Fruchtwechselwirtschaft allgemeine Anerkennung und Verbreitung.

Was die Fruchtwechselwirtschaft für den Landwirt und den Nationalökonom bedeutet, zeigt die gesteigerte Produktion an Landbauerzeugnissen, die bei Einführung des neuen Systems möglich wurde. Während vorher bei der fast allgemein üblichen Dreifelderwirtschaft der Boden jedes dritte Jahr unbenutzt brach liegen mußte, braucht der Boden bei der Wechselwirtschaft überhaupt nicht zu ruhen. Durch Einschiebung einer Blattfrucht zwischen zwei Halmfrüchte und zweckmäßige Düngung und Bearbeitung kann von demselben Acker alljährlich eine Ernte gewonnen werden. Die eingeschobenen Blatt- oder Wurzelgewächse gewähren zweierlei Vorteile, sie lassen den Boden in einem vorzüglichen physikalischen Zustande zurück und geben ferner eine solche Menge Futterstoffe für das Vieh, daß eine wichtige Wirtschaftsweise, die früher nur den Besitzern ausgedehnter Wiesen möglich war, jetzt allgemein einführbar wurde, nämlich die Stallfütterung. Durch diese wurde sowohl eine ausgedehntere Viehhaltung, als auch eine größere Düngererzeugung möglich. Die größere Düngererzeugung hatte hinwiederum Verbesserung des Ackers und ertragreichere Ernten zur Folge. Unter den Blattfrüchten usw. stand den Landwirten eine große Auswahl zur Verfügung. Es seien hier nur 2 Arten erwähnt die neben ihrer Verwendung als menschliche Nahrungsmittel und als Futter für das Vieh auch zum mächtigen Aufblühen zweier Industriezweige geführt haben, die Kartoffel und die Zuckerrübe, erstere für Spiritus-, letztere für Zuckerindustrie. Ferner konnten; bei Fruchtwechselwirtschaft alle Arten von Handelsgewächsen angebaut werden.

Daß mit dem Aufblühen der Viehzucht eine erhöhte Erzeugung von tierischen Produkten und damit die Verstärkung einer wichtigen Erwerbsquelle für den Landwirt Hand in Hand ging, bedarf wohl keiner näheren Erwähnung.[1]) Dieser ganze Zweig der Landwirtschaft nahm durch die Reformen Thaers einen erhöhten Aufschwung. Ganz besonders ist es die Schafzucht, die Thaer eine gewaltige Förderung verdankt. Er gilt als der Meister dieser Epoche der Tierzucht, insbesondere der ,,edlen Schafzucht", der Rassenveredlung.

Auch um den Wiesenbau, der zur Tierzucht ja unumgänglich nötig ist, hat Thaer hervorragende Verdienste. Ein erneuerter Aufschwung begann mit ihm in der Kultur der Wiesen.

Der Kartoffelbau, einer der Hauptfaktoren unserer heutigen Landwirtschaft, verdankt Thaer eine solche Förderung, daß man ihm

[1]) Die Bedeutung der Schafzucht für damals schon kann man daraus ermessen, daß, nachdem Thaer die Schafzucht in die Höhe gebracht hatte, im Jahre 1820 in Preußen außer der von Handwerkern, wie Kürschner, Posamentierer, Hutmacher, Strumpfwirker usw. verbrauchten Wolle noch 18200000 Pfund Wolle auf den Webstuhl kamen. Der Gesamtwert der daraus hergestellten Tuchfabrikate betrug 30 Millionen Taler (s. Körte: Albrecht Thaer, Leipzig 1839, S. 226). Nicht mit Unrecht nannte man Thaer den Wollmarktskönig.

häufig eine zu starke Betonung dieses Zweiges der Landwirtschaft zum Vorwurf machte.

Dem landwirtschaftlichen Gerätewesen widmete Thaer besondere Sorgfalt, denn wie wäre eine intensive Kultur möglich ohne zweckmäßige Gerätschaften. Thaer gebührt das Verdienst, durch Abbildung, Beschreibung und Empfehlung von praktischen Maschinen der Landwirtschaft auch hierin die nötige Unterstützung gegeben zu haben.[1])

Wie Thaer auf den meisten Gebieten bahnbrechend vorging, so auch auf dem des landwirtschaftlicheen Unterrichtswesens und der periodisch erscheinenden Landwirtschaftsliteratur. Unermüdlich betonte er die Notwendigkeit landwirtschaftlicher Unterrichtsanstalten, ja in den ländlichen Volksschulen verlangte er geradezu Pflege des Landwirtschaftsunterrichts neben dem eigentlichen Unterrichte. Schon 1802 unterhielt er eine landwirtschaftliche Lehranstalt zu Celle, zu deren Schülern u. a. auch J. H. von Thünen gehörte. Dieser Anstalt folgte 1806 die von Thaer gegründete Akademie des Landbaues zu Möglin, der ersten höheren Lehranstalt für Landwirtschaft. Von der Gründung landwirtschaftlicher Zeitschriften spricht Thaer schon frühe. In seiner ,,Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft", 1798, fordert er zur Schaffung von Zeitschriften nach Art der Youngschen ,,Annalen des Ackerbaues" auf. Schon 1799 erschienen Thaers ,,Annalen der niedersächsischen Landwirtschaft", die er bis 1804 fortsetzte. Diesen folgten ,,Vermischte landwirtschaftliche Schriften" bis 1806, von 1805—1810 ,,Annalen des Ackerbaues", 6 Jahrgänge in 12 Bänden; sie wurden abgelöst von den ,,Annalen der Fortschritte der Landwirtschaft in Theorie und Praxis", 1811—1812, 4 Bände, denen dann die größte landwirtschaftliche Zeitschrift Thaers, die ,,Möglinschen Annalen der Landwirtschaft", folgten und die er bis 1823 selbst redigierte; ein Augenleiden zwang ihn, die Redaktion an seinen Schwiegersohn zu übertragen.

Alle bisher geschilderten Fortschritte und alle Aufklärung in bezug auf die Landwirtschaft würden sehr wenig oder gar nichts genützt haben, wenn nicht die hemmenden Schranken der bäuerlichen Unfreiheit gefallen wären. Das sah Thaer nur zu wohl ein, und so trat er mit allem seinem Einfluß für die Befreiung der Landwirtschaft von den einengenden, ihren Fortschritt lähmenden Fesseln ein.

Es bleibt uns noch einer Errungenschaft Thaers zu gedenken, die als wichtigste für uns hier in Betracht kommt, nämlich seine Lehre von der Statik des Ackerbaues, durch die er die Land-

---

[1]) Es sei nur an Thaers „Abbildung und Beschreibung der nützlichsten Ackergerätschaften" erinnert. Hannover 1803—1806.

wirtschaft in Wirklichkeit als einen Zweig der Nationalökonomie aufgestellt hat. Durch die Statik, oder die Lehre vom Ersatz der dem Boden durch die Ernte entnommenen Stoffe wurde die Landwirtschaft ein Gewerbe, ein Faktor in der Berechnung des wirtschaftlichen Lebens.

Über das Wesen der Statik sei kurz folgendes bemerkt. Während man vor Thaer über Pflanzenernährung noch teilweise ganz naiven Anschauungen huldigte, es sei nur an Tull und seine Methode der feinsten Zermalmung der Erdpartikelchen, welche alle Düngung ersetzen sollte, erinnert, wies Thaer auf den Wert und die Notwendigkeit der organischen Düngung hin. Durch jede Ernte wird dem Boden ein Teil der Nahrungsstoffe entzogen, diese müssen unbedingt ersetzt werden, wenn der Acker nicht dauernd erschöpft werden soll. Thaer glaubte den Ersatz durch den im tierischen Dünger enthaltenen Humusstoff vollständig leisten zu können; er gibt zwar zu, daß die Pflanze auch andere Stoffe zu ihrem Aufbau verwerte, doch legt er diesen nicht entfernt die Wichtigkeit bei, wie dem Humus.[1]) Doch kommt es hier für uns nicht so sehr darauf an, wie der Ersatz zu geschehen habe, sondern daß vollkommener Ersatz geleistet werden müsse, und dies ist das Moment, wodurch Thaer die Landwirtschaft als Gewerbe in die Nationalökonomie eingeführt hat; genau soviel wiedergeben als man nimmt, eine vollkommen gewerbliche Berechnung.[2])

Doch nicht immer hat Thaer diesen Standpunkt der möglichen vollkommenen Erschöpfung des Bodens durch die Ernten vertreten. In dem 1809 erschienenen 1. Bande seiner „Grundsätze usw.“ spricht er von einer nach der Rotation von Ernten zurückbleibenden „nährenden Kraft des Bodens“, die selten oder nie so gering sei, daß sie nicht noch etwas hervorbringen könnte. Diese nährende Kraft nennt er die „natürliche Kraft des Bodens“, und diese Annahme der restierenden „natürlichen“ Kraft stellt Thaer auf den Standpunkt der Physiokraten[3]), deren „don de la nature“ gleichbedeutend mit der Thaerschen „natürlichen Kraft des Bodens“ ist; selbst bis auf die Benennung geht die Übereinstimmung. Allerdings hat Thaer seine Meinung in dieser Beziehung später geändert.[4]) Da nun auch von Thaer das physiokratische Prinzip des Reinertrages an die Spitze der Landwirtschaft gestellt wurde, so dürfte es nicht uninteressant sein, den Beziehungen Thaers zu den landwirtschaftlichen Ansichten Quesnays, des Stifters der physiokratischen Doktrin, etwas näher zu treten, zumal da manche Anschauungen Quesnays mit denen Thaers parallel laufen.

---

[1]) s. hierüber: Thaer, „Grundsätze d. rat. Landw.“ 1. Aufl. Bd. 1 §§ 248, 249, Berlin 1809.

[2]) Thaer, Leitfaden zur landwirt. Gewerbslehre, Berlin, 2. unveränderte Auflage §§ 178, 179—187.

[3]) Aug. Oncken, Entstehen u. Werden der physiokrat. Theorie S. 62.

[4]) Thaer, Gewerbslehre §§ 178, 179, 182.

Albrecht Thaer und die Physiokraten in landwirtschaftlich-technischer Hinsicht.

Der Hauptgedanke der agrikulturtechnischen Anschauungen Quesnays ist folgender[1]: „An Stelle der in Frankreich fast ausschließlich herrschenden Kleinpacht (métayage) mit den Gewöhnungen der Naturalherrschaft, welche den Bauer zu ewiger Armut verdamme, gelte es, die in England übliche Großpacht (fermage) einzuführen, wo der Landbau ein freies Handelsgewerbe ist, das auf Gewinn abzielt, und wodurch allein bewirkt werden könne, daß dem Grundeigentümer eine angemessene Rente zuteil wird. Mit dieser doppelten Verfassung des Landbaues ist auch eine doppelte Kulturbetätigung verknüpft, nämlich die sogenannte ‚grande culture' einerseits, welche mit Pferden wirtschaftet, und die ‚petite culture' anderseits, welche sich der Ochsen als Arbeitstiere bedient." Mit andern Worten: Quesnay verlangt intensiven Großbetrieb nach Art industrieller Unternehmungen für die Landwirtschaft, Betrieb mit großem Aufwand von Arbeit und Kapital auf ausgedehnten Gütern.

Für die „grande culture" sind nun nach Quesnay bedeutend größere Kapitalien nötig, als für die „petite culture", weshalb der Staat sein vornehmstes Augenmerk auf die Vermehrung der Betriebskapitalien, „richesses d'exploitation", richten müsse. Um Großbetrieb einführen und pflegen zu können, verlangt Quesnay die Zusammenlegung der kleinen Landgüter zu großen.[2]

Diese Ansichten Quesnays decken sich zum Teil mit den Ausführungen Thaers. Die Forderung nach Großbetrieb stellte auch Thaer im Anfange seiner wissenschaftlichen Laufbahn, später stand er auf einem relativen Standpunkte.[3] Er vergleicht die Landwirtschaft mit den Fabriken, wo Großbetrieb auch lohnender sei, als Kleinbetrieb, insbesondere lasse sich die mehr Gewinn bringende

---

[1]) Aug. Oncken, Entstehen und Werden der physiokratischen Theorie S. 17. Sonderabdruck aus der „Vierteljahrsschr. für Staats- u. Volkswirtsch. usw." von K. Frankenstein; alle hier angeführten Zitate, die physiokratischen Anschauungen betreffend, sind jenem vorgenannten Werke und der „Geschichte der Nationalökonomie" desselben Verfassers entnommen.

[2]) Oncken, Enstehen u. Werden S. 19.

[3]) Es sei in dieser Beziehung auf das besondere Kapitel „Thaers Stellung zu Klein- und Großgrundbesitz" verwiesen.

Arbeitsteilung bei ersterer Art in größerem Umfange einführen. „Bei der Landwirtschaft aber, zumal wenn sie ihr Material, d. h. ihren Grund und Boden, aufs höchste benutzen will, sind Arbeiten und Handgriffe so verschieden und erfordern, wenn sie geschickt ausgeübt werden sollen, eine solche Übung, wie bei irgend einer Fabrik. Daher hat die große Wirtschaft eben die Vorteile, wie die große Fabrik vor der kleinen.“ Benutzung zweckmäßiger Werkzeuge und Maschinen sei dem großen Landwirt eher möglich als dem kleinen, das für die Maschinen aufgewendete Kapital bezahle sich dem ersteren durch Arbeitsersparung und höheren Reinertrag bald wieder, während der kleine Wirt die Maschinen zu wenig gebrauche, wenn er auch das Kapital dafür aufwenden könne.[1])

Vor allem aber verlangt Thaer hinreichende Kapitalien und intensive Arbeit für die Landwirtschaft, dies seien neben dem Boden und der Intelligenz die ausschlaggebenden Faktoren im rationellen landwirtschaftlichen Betriebe.[2]) Also mit Ausnahme der Intelligenz ganz dieselben Forderungen, die Quesnay stellt.

Die Notwendigkeit größerer Betriebskapitalien für die Landwirtschaft, die Quesnay betont, wird von Thaer in den „Grundsätzen der rationellen Landwirtschaft“ auf das bestimmteste hervorgehoben. Es heißt dort[3]): „Nächst der Fähigkeit des die Landwirtschaft betreibenden Subjekts ist das Kapital die wesentlichste Bedingung des Betriebes; denn der Vorteil und Erfolg steht bei gleichen Talenten des Betreibenden immer im Verhältnis mit dem dazu angelegten Kapital. Deshalb ist auch nächst der Unfähigkeit der Subjekte der Mangel des in die Landwirtschaft belegten Kapitals der Hauptgrund ihrer Unvollkommenheit gewesen.“ Jede Erleichterung in der Erlangung des Kapitals würde den Zustand der Landwirtschaft am sichersten heben, eine höhere Produktion und dadurch Überfluß und Wohlfeilheit der Produkte bewirkt werden.[4])

Da Quesnay und Thaer beide so sehr die Notwendigkeit größerer Kapitalien für die Landwirtschaft betonen, so dürfte die Frage wohl am Platze sein, was denn beide unter landwirtschaftlichem Kapital verstehen. Es ergibt sich bei Prüfung beider Ansichten eine merkwürdige Übereinstimmung.

Bekanntlich unterschied der Stifter der Physiokratie drei Hauptklassen der Bevölkerung,[5]) nach Art ihres Besitzes und ihrer daran geknüpften Berufstätigkeit; eine vierte, besitzlose Schicht kommt nur durch ihre Arbeit und Konsumtion in Betracht. Die sozial am höchsten stehende Klasse ist nach Quesnay die Klasse der Grund-

---

[1]) Thaer, Einleitung zur Kenntnis der engl. Landwirtschaft I, 85—87.
[2]) Thaer, Gewerbslehre § 7.
[3]) Grundsätze usw. I, 464.
[4]) Thaer, Grunds. § 51 Bd. 1.
[5]) vgl. hierzu Aug. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, Leipzig 1902, S. 360.

besitzer, classe des propriétaires, classe disponible; diese habe eine doppelte Lebensaufgabe, eine politische und eine soziale. In ihre soziale Aufgabe fällt der Ackerbau, den sie (die Grundbesitzer) zwar nicht selbständig betreiben (sie verpachten ihren Grundbesitz), wohl aber durch Hergabe des Grund und Bodens, den sie urbar gemacht und Gebäude darauf errichtet haben, sowie durch Ausführung von Meliorationen und Korrektion der Bewässerungsverhältnisse usw. mittelbar betreiben und im Stand halten. Es ist die „höhere Administration", der sie obliegen, während der Pächter den Anbau des Bodens besorgt. Ohne diese erheblichen Grundauslagen, die „dépenses foncières" wäre Ackerbau nicht möglich.

Was Quesnay hier „dépenses foncières" nennt, ist nichts anderes als das Thaersche „Grundkapital".[1]) Thaer definiert das Grundkapital als solches, wodurch der Landwirt sich in den Besitz des Grund und Bodens setzt, die Wirtschaftsgebäude errichtet, Meliorationen ausführt usw.

Weiterhin gliedert Quesnay das landwirtschaftliche Kapital[2]) in „richesses d'exploitation de la culture du cru", als das Kapital, von dem der eigentliche Umtrieb in der Landwirtschaft, die Produktion in Gang gesetzt wird. Diesen Teil des Landwirtschaftskapitals haben die Pächter zu stellen, und von der Höhe desselben hängt die Intensität des Betriebes ab. Auf die besondere Stärkung dieser Kapitalsart habe der Staatsmann sein besonderes Augenmerk zu richten. Quesnay teilt diese Kapitalskategorie in zwei Abteilungen, in die „avances primitives" und die „avances annuelles". Aus den ersteren werden die dauernden Betriebsmittel, wie Maschinen, Geräte, Vieh usw. unterhalten, die letzteren dienen zur Beschaffung des Saatgutes und Bestreitung des Arbeitslohnes.

Diese beiden Teile der „richesses d'exploitations" entsprechen genau dem Thaerschen stehenden, und dem umlaufenden oder Betriebskapital.[3]) Die „avances primitives" sind das stehende Kapital oder Inventarium Thaers, wovon das Zug- und Nutzvieh, die Ackergeräte und das Geschirre bestritten werden sollen, während die „avances annuelles" dem „umlaufenden" oder „Betriebskapital" Thaers entsprechen. Mit dem umlaufenden Kapital sollen das Gesinde, die Arbeiter, die anzukaufenden Bedürfnisse, Saatgut, Mastvieh usw. bestritten werden. Wie man sieht, besteht in den Anschauungen Thaers und Quesnays vollkommene Übereinstimmung. Nur was die Verzinsung dieser Kapitalien anbelangt, tritt ein kleiner Unterschied zutage, und zwar in der Weise, daß Thaer die beiden letzten Kapitalsarten höher verzinst wissen will, als Quesnay.

---

[1]) Thaer, Grunds. usw. I § 49.
[2]) Oncken, Geschichte d. Nat.-Ökon. S. 362.
[3]) Thaer, Grunds. I § 50.

Quesnay verlangt in seinem Artikel „Grains“ [1]) zum produktiveren Betriebe die Zusammenlegung der kleinen Güter zu großen Pachtungen (grosses fermes). Thaer ist hierin derselben Ansicht, doch drückt er sich vorsichtiger aus. Er will nicht gerade direkte Einziehung der kleinen Bauerngüter zu größeren Wirtschaften, ein Eingriff ins Eigentum dürfe nicht geschehen, Recht und Eigentum müsse geschützt bleiben. „Ich glaube aber ebensowenig,“ fährt er dann fort, „daß man dem Laufe der Dinge wehren müsse, wenn die Zusammenziehung nach Recht und Billigkeit erfolgen kann. . . . . Dann wird von selbst diejenige Verteilung des Grundes und Bodens erfolgen, welche nach Zeit und Ortsverhältnissen in Rücksicht auf Produktion, Nationalreichtum und Bevölkerung die vorteilhafteste ist.“ [2])

In dem Artikel „Fermiers“ [3]) beschreibt Quesnay die beiden Kulturarten „avec des cheveux“ und „avec des boeufs“ näher. Die Landgüter, die mit Pferden bewirtschaftet würden, („grande culture“) seien in 3 Felder oder Schläge eingeteilt. Das erste Drittel werde mit Korn, das zweite mit Hafer bestellt, das dritte verbleibe in Brache. Die Bebauung mit Hilfe von Ochsen („petite culture“) zerfalle bloß in 2 Schläge, wovon der eine mit Korn besät, der andere gebracht wird. Wenig Hafer und sonstige Sommerfrüchte werden bei dieser Bebauungsart gesät, man bedarf derselben zur Nahrung der Ochsen nicht, diese suchen sich ihr Futter selbst auf der Weide. In 6 Jahren erhält man hier 3 Ernten Korn, 3 Jahre erntet man nichts, wogegen man bei der „grande culture“ zwar nur 2 Ernten Korn in 6 Jahren, dafür aber noch 2 Ernten Sommerfrucht erhalte, die Brache nimmt nur 2 Jahre in Anspruch.

Diese beiden von Quesnay beschriebenen Betriebssysteme sind höchst extensiv, und er würde, wenn er sich auf diese beschränkt hätte, im Gegensatz zu Thaer und der damals schon weiter vorgeschrittenen Landwirtschaft gestanden haben. Doch Quesnay bleibt hier nicht stehen. Da er die Landwirtschaft nicht allein zum Zwecke des Getreidebaues betrieben sehen will, sondern auch die Viehzucht zum Zwecke der Fleisch- und Milchproduktion gebührend berücksichtigt, ja sogar der Getreideproduktion als ebenbürtig zur Seite gestellt wissen will, so wird er geradezu zu einer Erweiterung seiner vorher beschriebenen Systeme gedrängt. Denn bei dem bloßen Getreidebau, wie ihn die Zwei- und Dreifelderwirtschaft Quesnays mit sich brachte, konnte durchaus kein größerer Viehstapel zum Zwecke der Fleisch- und Milchproduktion gehalten werden. Um zur ausgedehnteren Viehhaltung die rationellere Stallfütterung durchführen zu können, mußte er unbedingt zum Futterbau übergehen, zu welchem er, wie Oncken sagt, durch Studium der englischen Landwirtschafts-

---

[1]) Onken, Entstehen u. W. S. 19.
[2]) Thaer, Einleitung usw. IV, 94.
[3]) Oncken, Enstehen u. W. S. 54—55.

schriftsteller gelangte. In dem Artikel „Fermiers“ heißt es: „Die nämlichen Bodenstücke können vorteilhafter genutzt werden durch den Anbau von Hülsenfrüchten, Wurzelgewächsen und Gräserarten, oder durch Verwandlung in künstliche Wiesen zum Zwecke der Ernährung des Viehs. Je mehr man auf solche Weise die Tiere im Stalle zu füttern vermag, desto leichter kann man infolgedessen auch den Viehstand vermehren.“ In dem Artikel „Grains“ empfiehlt Quesnay noch besonders den Anbau von Hanf, Flachs, Rüben, von Gemüse und Kartoffeln. Alles dieses bedeutet einen großen Fortschritt in der französischen Landwirtschaft. Durch den Wechsel der verschiedenen Pflanzen wird der Boden in chemischer und physikalischer Hinsicht verbessert.

Thaer ging, als er sein System der Fruchtwechselwirtschaft schuf, von denselben Gesichtspunkten und Erwägungen aus wie Quesnay. Durch Not, Mangel an Futter, kam Thaer auf den Wechsel zwischen Halm- und Blattfrucht, dann aber baute er sein System weiter aus als Quesnay, das aber im Grunde genommen genau dasselbe ist wie jenes, und gab ihm dann eine sichere praktische und wissenschaftliche Begründung. Später erst fielen Thaer englische Schriftsteller in die Hand, aus denen Quesnay ja zum Teil geschöpft.

Wie schon vorher erwähnt, will Quesnay auch die Viehzucht gebührend berücksichtigt wissen. Spezielle Ausführungen hierüber finden sich in dem Artikel „Fermiers“. Er sagt dort in betreff der Viehzucht folgendes[1]): „Die Landwirtschaft dürfe nicht bloß unter dem Gesichtspunkte des Getreidebaues, sondern müsse auch unter demjenigen der Viehzucht mit Einbeziehung der Fleisch- und Milchproduktion betrachtet werden. Übertreffe der Ertrag dieses Produktionszweiges doch in England denjenigen des Getreidebaues. Der Futterbau trete demgemäß ebenbürtig neben den Körnerbau, die Stallfütterung habe die Weidefütterung zu verdrängen.

Die nämlichen Bodenstücke können vorteilhafter genützt werden durch den Anbau von Hülsenfrüchten, Wurzelgewächsen und Gräserarten oder durch Verwandlung in künstliche Wiesen zum Zwecke der Ernährung des Viehs. Je mehr man auf solche Weise die Tiere im Stalle zu füttern vermag, desto mehr erhält man Mist zur Düngung des Bodens, desto reicher wieder werden die Ernten an Korn und Futterpflanzen, desto leichter kann man infolgedessen auch den Viehstand vermehren.“

Wie man sieht, sind es dieselben Ansichten und Prinzipien, die bei Thaer obwalten. Insbesondere ist es die Stallfütterung, der Thaer das Wort redet. Er nennt sie einen „Triumph der Deutschen“, woraus man schon ersehen kann, welches Gewicht er ihr beilegt.

---

[1]) Oncken, Entstehen u. W. S. 56.

„Wenigstens drei Stück Vieh“, so führt Thaer aus, „ebenso stark und ebenso kräftig von derselben Ackerfläche zu füttern, worauf nur ein Stück hinreichende Weide hat, und von jedem dieser Stücke ungleich mehr an Dünger zu erhalten, wie von einem Stück Weidevieh, ist das große Problem, welches diese Wirtschaft völlig befriedigend auflöst. Welche große, welche unermeßliche Folgen dieses auf die Landeskultur haben müsse, kann jeder überdenken.“ [1]) Die Stallfütterung mit einem guten Feldsystem verbunden ist ihm der höchste Gipfel der Landwirtschaft. [2])

In einer andern wichtigen Frage des landwirtschaftlichen Betriebes gehen die Ansichten Quesnays und Thaers weit auseinander, es ist dies die Brauchbarkeit der Ochsen gegenüber den Pferden als Arbeitstiere. Bei seinen Berechnungen stützt sich Quesnay auf die Daten von Dupré de Saint-Maur. Mit 4 Pferden könne man soviel Arbeit leisten als mit 12 Ochsen; mit andern Worten: Die Ochsen sind als Arbeitstiere einer intensiven landwirtschaftlichen Betriebsweise hinderlich. Diese Ansicht wurde schon von einem Mitarbeiter Quesnays widerlegt, und zwar mit denselben Argumenten, mit denen Thaer eine Zeit später gegen dieselbe Ansicht auftritt. Dieser Mitarbeiter Quesnays war der Schotte Patullo, der ein seiner Zeit weit vorausgeeiltes Buch über Landwirtschaft geschrieben hat; es ist dies „Essay sur l'amélioration des terres“. Da wir noch in einem besondern Abschnitt auf dies Werk und seine Beziehungen zu Thaer zurückkommen werden, so sei hier nur in Kürze die Thaersche Ansicht über die Brauchbarkeit der Ochsen gegenüber den Pferden wiedergegeben.

Während die Pferde zu allen landwirtschaftlichen Arbeiten geeignet sind und in jeder Witterung benutzt werden können, ist dies bei den Ochsen nicht der Fall. Auch haben die Pferde einige Arbeitstage mehr als die Ochsen. Dagegen sind die Unterhaltungskosten der Ochsen gegenüber den Pferden bedeutend geringer, dazu leisten sie den größeren Teil der landwirtschaftlichen Arbeiten ebensogut wie die Pferde und können, wenn sie zur Arbeit nicht mehr tauglich sind, noch gemästet und geschlachtet werden, was bei den Pferden wegfällt. Das Verhältnis der Pferde zu den Ochsen, was Arbeitsleistung und Unterhaltskosten betrifft, verhalte sich wie 2 : 3, oder höchstens 5 : 6. [3])

Eine weitere Ansicht Quesnays, durch Patullo ausgesprochen, stimmt wieder mit Thaer überein. Es ist dies die Forderung nach Einhegung der großen Güter nach englischem Muster, da dies zu intensiverem Betriebe der Landwirtschaft nötig sei. [4])

---

[1]) Thaer, Einleitg. z. engl. Ldw. II, 271.
[2]) Ibid. IV, 13; VI, 139.
[3]) Thaer, Grundsätze I § 166.
[4]) Oncken, Entstehung u. W. S. 60.

Über diesen Punkt verbreitet sich Thaer des öfteren. Er versteht unter Einhegung alles das, was die Engländer „inclosures“ (Einschließung, Hegeland) nennen, ferner aber auch die Zusammenlegung der getrennt liegenden Grundstücke zwecks Vereinfachung und Verbilligung des Betriebes. Zusammenlegung und Einhegung bedeutet für Thaer einen großen Fortschritt in der Landwirtschaft.[1]) Erst die Verkoppelung ermöglicht dem Landwirt, mit seinen Feldern zu machen, was er will. Die alte Feldeinteilung zwang ihn bei der alten, extensiven Wirtschaft zu verharren. „Trägheit und Dummheit“, so sagt Thaer, „kann nun den Fleiß und die Talente nicht mehr fesseln. Meine Felder liegen beieinander, ich kann sie abteilen, sie verbinden und trennen wie ich will. Ich kann kreuz und quer pflügen .... den feuchten Boden entwässern, den trockenen durch Hecken und Bäume gegen Wind und Sonne schützen .... meine Stoppel und Brache benutze ich nach Gefallen, und in gut verzäunten Koppeln geht mein Vieh ohne Hirten ...“[2]) Von den wirtschaftlichen Vorzügen der Verkoppelungen sagt Thaer, daß sie, wo sie vorgenommen wurden, die Renten der Gutsbesitzer aufs Dreifache gesteigert, den Vorteil des Pächters vergrößert hätten. Die vormaligen Gemeinheiten, auf denen nur Gänse lebten und das Vieh verkümmerte, gäben nun 30mal höheren Ertrag.

„Und so wird wohl niemand behaupten können,“ fährt Thaer fort, „daß das, was den Vorteil eines jeden einzelnen Besitzers so befördert, was den Wert des Grundes und Bodens nach den in den englischen Reports angegebenen Verhältnissen steigert, die Produktion und die Bevölkerung vermindere, oder dem Staate nachteilig sei.“[3])

In dem Artikel: „Questions intéressantes sur la population, l'agriculture et le commerce“, der von Quesnay und de Marivelt gemeinsam ausgearbeitet wurde,[4]) findet sich ein Ausdruck, der später in der Theorie des Fruchtwechsels eine große Rolle spielte, nämlich der Ausdruck „Humus“. Thaer hat bekanntlich die Lehre von der Statik der Pflanzennährstoffe begründet, und in dieser Lehre nimmt der Humus eine Hauptstellung ein, weshalb die Lehre auch Humustheorie genannt wird. Quesnay hat den Ausdruck „Humus“ schon vor Thaer gebraucht, wenn auch nicht genau in derselben, so doch in sehr ähnlicher Bedeutung. Thaer versteht unter Humus die Fruchtbarkeitssubstanz an sich, während Quesnay den Begriff Humus etwas verallgemeinert und darunter die den Humus enthaltende Erdschicht versteht; er nennt sie auch „terre végétative“. Ganz dieselbe Auffassung vom Humus wie Quesnay besaßen noch zu Thaers Zeiten sehr viele Landwirte und selbst einige wissenschaftliche, agronomische Schriftsteller. „Damm-

---

[1]) Thaer, Grunds. III § 214.
[2]) Thaer, Einleitg. IV, 310.
[3]) Thaer, Einleitung IV, 312.
[4]) Oncken, Entstehen und Werden S. 61.

erde" nannten sie den Humus, bezw. die Quesnaysche „terre végétative". Thaer machte der Verwirrung in dieser Beziehung ein Ende und präzisierte den Ausdruck „Dammerde" (terre végét.) in „Humus", das ist kohlenstoffhaltige Fruchtbarkeitssubstanz, die im Stallmist ihren Hauptsitz habe. Der Schwede Wallerius hatte schon lange vor Thaer eine ähnliche Behauptung aufgestellt.

Auf diesem Humus baut Thaer seine Lehre von der Statik auf, die sogenannte Humustheorie, und stellte dadurch die Landwirtschaft als Gewerbebetrieb hin. Die dem Boden durch die Ernte entzogenen Stoffe müßten demselben durch den Stallmist, bezw. durch den in demselben enthaltenen Humus wiederersetzt werden. Dieselbe Sentenz, gleichsam einen Anfang von Statik, finden wir bei Quesnays Mitarbeiter Patullo. In dem Kapitel „Des Engrais" sagt er, man solle sich wohl hüten, Stroh und Heu durch Verkauf dem Landgut zu entfremden. Alles das müsse im Stalle verfüttert werden, woraus dann wieder die vermehrten Ernten entstünden.

Indessen, so fährt Thaer fort, komme dem Boden noch eine nach einer Rotation von Ernten zurückbleibende Kraft zu, die er die „natürliche Kraft" nennt.[1]) Es klingt diese Behauptung von der „natürlichen Kraft" etwas an die Quesnaysche Lehre vom „présent de la nature" an. Thaer hätte, wenn er bei dieser Auffassung von der natürlichen Kraft stehen geblieben wäre, seine Behauptung von der Landwirtschaft als Gewerbe wieder eingeschränkt. Doch Thaer änderte seine Meinung hierüber und stand später, wie wir noch sehen werden, auf einem andern Standpunkt.

Quesnay und später Thaer glaubten in der Fruchtwechselwirtschaft — Thaer zog noch die Humustheorie mit herein — das „non plus ultra" der Landwirtschaft zu besitzen; beide haben sich in dieser Beziehung geirrt. Der Irrtum Thaers liegt in dem Umstande, daß er glaubte, dem Boden durch den Stallmist, bezw. durch den in demselben enthaltenen Humus vollkommenen Ersatz für die dem Boden durch die Ernte entzogenen Stoffe leisten zu können. Hierin liegt auch der Grund, warum in Thaers Lehre von der Statik eine Lücke blieb; im Prinzip hatte Thaer den richtigen Standpunkt inne, nur in den Mitteln des Ersatzes irrte er.

Mit der Humustheorie sank auch die Lehre der Physiokratie vom „produit net" als „don de la terre", „présent de la nature", welcher Lehre Thaer in gewissem Grade eine Zeitlang gehuldigt hatte.

Thaer verglich, wie schon erwähnt, die Landwirtschaft mit einem industriellen Fabrikbetriebe, kam hierbei jedoch nicht auf den Kern der Sache, wie später Liebig. Derselbe sagt in dieser Beziehung folgendes: „Der landwirtschaftliche Betrieb ist seiner Grundlage nach in keiner Weise verschieden von einem gewöhnlichen

---

[1]) Thaer, Grundsätze I, 257.

industriellen Betriebe. Der Fabrikant und Manufakturist weiß, daß seine Anlage und Betriebskapital dauernd nicht abnehmen darf, wenn sein Geschäft nicht ein Ende nehmen soll, und so setzt der vernünftige landwirtschaftliche Betrieb voraus, daß der Landwirt die Summe der wirkenden Dinge im Boden, mit welchen er seine Produkte erzeugt, wenn er höhere Ernten haben will, vermehren müsse.“ [1]) Mit andern Worten: Durch die Thaersche Fruchtwechselwirtschaft wird unvollkommener Ersatz geleistet, aber die Landwirtschaft muß eben wie jedes Gewerbe vollkommenen Ersatz haben, wenn sie nicht untergehen soll. Der vollkommene Ersatz aber wird erst durch die „freie Wirtschaft“ mit Hilfe von künstlichen Düngemitteln geleistet. Der frühere Irrtum Thaers von der natürlichen Kraft des Bodens, der die Lehre von der Statik wieder über den Haufen geworfen haben würde, ist in einem späteren Werke Thaers nicht mehr vorhanden, bezw. ausgeglichen. Er sagt da in Beziehung auf die selbständige Fruchtbarkeit des Bodens über den Humus, bezw. Gewächserde folgendes [2]): „Diese (Gewächserde) ist in Quantität und Qualität immer wandelbar, völlig zerstörbar und gibt den Pflanzen alle diejenige Nahrung, welche sie nebst dem Wasser aus dem Boden ziehen.“

Also völlig zerstörbar ist der Humus im Ackerboden, es muß daran festgehalten werden, da er nach Thaer der Träger der Pflanzennahrung ist, und wenn er völlig zerstörbar ist, bleibt eine selbständige Fruchtbarkeit, eine natürliche Kraft nicht mehr zurück. Noch deutlicher sagt er dies in folgendem: „Der auflösbare und mit Hilfe der Beackerung in diesem Zustand zu versetzende Teil wird also durch jede Kornernte in verschiedenem Grade verändert und endlich so erschöpft, daß keine Frucht mit Vorteil weiter auf dem Felde bestellt werden kann, bis jener ersetzt ist.“ [3])

Demnach kann wohl keine Rede mehr von selbständiger Fruchtbarkeit sein, und Liebig hat der Lehre von der Statik in der Tat nur die Mittel hinzugefügt, in denen Thaer sich irrte. Daß Thaer glaubte, durch den Stallmist allen Ersatz leisten zu können, war ein Irrtum, der durch den damaligen Stand der chemischen Wissenschaft vollkommen entschuldbar ist. Liebigs Spott über diesen Irrtum Thaers war recht billig.

Was Thaer theoretisch in der Statik lehrte, hat Liebig wissenschaftlich begründet, dem Thaerschen Fruchtwechselsystem folgte das Liebigsche System der „freien Wirtschaft“ oder des „industriellen Betriebs“.

---

[1]) Liebig, Einleitung zur Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie S. 82.

[2]) Thaer, Leitfaden zur allgemeinen landwirtschaftlichen Gewerbslehre 2. unveränderte Aufl., Berlin 1836, §§ 178ff.

[3]) Ibid. § 18a.

Die Ähnlichkeit mancher Ideen Thaers und Quesnays, die in diesem Kapitel wiedergegeben wurden, ist unverkennbar. Man dürfte wohl zu dem Schlusse berechtigt sein, daß Thaer die physiokratischen Schriften wenigstens teilweise gekannt hat. Da nun Thaer die Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert kannte, so ist es unzweifelhaft, daß er auch über die Quesnayschen Ansichten, soweit sie in der Enzyklopädie vertreten sind, aus eigenem Studium unterrichtet war. Bekanntlich hat Quesnay einige landwirtschaftliche Artikel für die Enzyklopädie geschrieben,[1]) und diese Abhandlungen haben hier als Unterlage gedient für die agrikulturtechnischen Anschauungen Quesnays; es sind dies die Artikel: „Fermier", „Grains" und „Questions intéressantes sur l'agriculture". Ferner ist hier noch der Patullosche „Essay" berücksichtigt. Wenn man nun beachtet, daß Thaer einer Auflage[2]) seiner „Englischen Landwirtschaft", ein Zitat aus einem Quesnayschen Artikel voransetzt, so dürfte die Verwandtschaft der beiderseitigen Ideen wohl hinreichend erklärt sein, wobei jedoch noch eine gemeinsame Quelle beider, die englischen Schriftsteller über Landwirtschaft, nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Zusatz: Die landwirtschaftlichen Ideen Patullos in ihrer Ähnlichkeit mit denen Thaers.

Es ist merkwürdig, wie wenig man in der landwirtschaftlichen Literatur den Namen des Quesnayschen Mitarbeiters Patullo findet, obwohl sein vorzügliches Werk: „Essay sur l'amélioration des terres", Paris 1759, gewissermaßen als Vorläufer der Thaerschen Ideen in Frankreich betrachtet werden kann und seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Eine deutsche, allerdings unvollständige und dazu noch ziemlich mangelhafte Übersetzung erschien 1763 in Frankfurt a. M. bei J. A. Raspe.

Fraas erwähnt in seiner Geschichte der Landwirtschaft die Verdienste, die sich Patullo um den Futterbau erworben, und wie sich Anfänge der Fruchtwechselwirtschaft bei ihm finden.[3]) Auch Thaer spricht von ihm und setzt sein Werk als bekannt voraus.[4])

Es finden sich nun in den Ansichten Patullos und den Ideen Thaers so viele Übereinstimmungen, daß es wohl berechtigt sein dürfte, etwas näher auf dieselben einzugehen. Da Patullo Schotte war und Thaer sowohl die damaligen englischen landwirtschaftlichen Werke, als auch Patullos Schrift kannte, so dürfte diese Überein-

---

[1]) s. Aug. Oncken, Entstehen und Werden S. 54.
[2]) Albr. Thaer, Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft, Grätz 1802—1805.
[3]) Fraas, Geschichte der Landwirtschaft, Prag 1852, S. 478 und 751.
[4]) Thaer a. a. O., Annalen d. A.

stimmung leicht zu erklären sein. Immerhin ist zu berücksichtigen, daß Patullo ungefähr ein halbes Jahrhundert vor Thaer seine Ideen veröffentlichte.

Das erste im Patulloschen Buche, worauf wir aufmerksam werden, ist ein Abschnitt über Bodenkunde. Von geringerer Bedeutung ist die Übereinstimmung der Ansichten beider in bezug auf Verbesserung des Bodens und Düngung desselben. Die betr. Ausführungen sind bei Thaer besser und ausführlicher. Auch die Klassifikation und Bonitierung des Bodens ist von Thaer exakter ausgeführt.

Größere Übereinstimmung zeigen beide in den Abhandlungen über die Umzäunung der Felder. Patullo behauptet,[1]) daß ein eingezäuntes Feld den doppelten Wert eines uneingezäunten von gleicher Güte besitze, es trage doppelt höhere Pacht. Mauerwerk empfiehlt er nicht zur Umzäunung, Bau- und Reparaturkosten seien hierfür zu groß; am zweckmäßigsten sei ein Graben mit einer Dornhecke. Die umzäunten Felder seien vor dem Weidegange des Viehes geschützt. Der größte Vorteil sei Schatten und Schutz, den sie den Feldfrüchten vor der Strenge der Witterung, und dem Vieh auf der Weide vor rauhen Winden oder gegen die brennende Sonne gewährten. Die Gräben dienten als Wasserabzug.

Ganz dieselben Ansichten spricht Thaer aus in seiner „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft", wie dies schon in vorgehender Abhandlung erwähnt wurde.

Ganz vorzüglich für seine Zeit ist das Kapitel in dem Patulloschen Werke über die Verbesserung des Ackerbaues.[2]) Besondere Aufmerksamkeit verdienen seine Ausführungen über den Kleebau.[3]) Er rät den Klee nach dreijährigem Körnerbau im Herbste in gut bearbeitetes Feld zu säen, im Winter zu düngen, und den Klee drei Jahre auf dem Felde zu belassen. Hierdurch werde man in den Stand gesetzt, die vorteilhafte Stallfütterung einzuführen. Man könne den Klee sowohl mähen, als auch auf dem Felde verfüttern. Im dritten Kleejahre wird der Boden im Herbste umgepflügt, nochmals im Frühjahr und dann Gerste gesät, welche eine sehr gute Ernte liefere. In den beiden folgenden Jahren säe man bei fleißigem Umpflügen Weizen, wobei man gute Ernten erzielen werde. Im dritten Jahre sei im Herbste wieder Klee zu säen, und so wechselweise fortzufahren; so könne man ohne Brache den Acker für ewige Zeiten fruchtbar erhalten. Da Patullo an anderer Stelle noch Blattpflanzen, Hackfrüchte, insbesondere Rüben als Zwischenfrucht empfiehlt, so kann man seine Methode als einen Ansatz zur Fruchtwechselwirtschaft auffassen. Auf Mittelboden rät er Luzernebau an,

---

[1]) Patullo, Essay sur etc., Paris 1759, S. 30 ff.
[2]) Patullo, Essay sur etc. S. 36 ff.
[3]) Ibid. S. 54 ff.

den man in Frankreich 10—15 Jahre stehen lasse; doch sei es vorteilhaft, das Kleefeld, sobald es verunkraute, umzubrechen und Gerste hineinzusäen, dann Weizen und hierauf wieder Gerste. Ferner solle man bei Kleesaat jedes dritte Jahr eine Düngung geben usw. Dieser Anbau sei so vorteilhaft, daß man auf einen so bebauten Morgen Landes zwei Pferde, oder drei Ochsen oder Kühe, oder 12—13 Hammel das ganze Jahr, im Sommer mit Grünfutter, im Winter mit Heu (nebst dem nötigen Stroh) füttern könne. In England gelte ein so bearbeiteter Morgen Landes 3—4 andere Morgen. Kleeheu dürfe gleich nach dem Mähen nicht naß werden, da es sonst schwarz werde, usw.

Wie man sieht, hat man es hier mit Prinzipien zu tun, wie sie nachher überall zur Geltung kamen, in Deutschland hauptsächlich durch Schubart vom Kleefeld. Die Kleefolge mußte allerdings etwas mehr in ihrer Häufigkeit eingeschränkt werden, als Patullo verlangt. Thaer spricht über den Kleebau wiederum ausführlicher als Patullo, aber seine Prinzipien sind dieselben.

Patullo macht umfangreiche Berechnungen, um zu zeigen, welch hoher Gewinn dabei herauskomme, wenn man von dem alten Schlendrian der bisherigen Wirtschaft ablasse und nach der von ihm gezeigten Methode wirtschafte.

Auch Thaer fordert dringend zu landwirtschaftlichen Berechnungen auf, damit man sich über seinen eigentlichen Verdienst klar werde, genaue Buchführung sei für rationellen Betrieb der Landwirtschaft unbedingt erforderlich. Patullo verlangt ferner, daß man dort, wo Getreidebau wegen zu weiter Entfernung vom Markte sich nicht lohne, Viehzucht treibe,[1]) denn das Vieh könne immer nach den größeren Märkten getrieben werden, so weit diese auch entfernt seien.

Daß und wie Thaer für die Viehzucht eingenommen ist, braucht hier nicht näher dargelegt zu werden, weil schon vorher ausführlich darüber berichtet wurde.

Fünf Hauptsätze stellt Patullo auf, von denen er sagt, daß sie nicht neu, sondern schon zum Teil in einem Heinrich IV. von Frankreich zugeschriebenen Buche „Théâtre d'agriculture", 1600, enthalten seien. Es sind dies folgende[2]):

1. Verbesserung der Äcker durch verschiedene Bodenarten; richtige Anwendung der verschiedenen bekannten Düngemittel.

2. Einzäunung sämtlicher Felder und Einteilung aller Güter in gesonderte und eingezäunte Abteilungen.

3. Verwendung der Hälfte oder von zwei Dritteln des Bodens zu Futterbau und Wiesenkultur.

---

[1]) Patullo, Essay S. 114.
[2]) Ibid. S. 123.

4. Abwechslung in der Bebauung der Felder zwischen Körner- und Futterbau.

5. Größere Viehhaltung, Stallfütterung zum Zwecke größerer Düngerproduktion.

Alle diese Sätze, insbesondere die letzten drei, stimmen genau mit den Thaerschen Forderungen überein.

In dem Kapitel über die Brache [1]) spricht Patullo die Behauptung aus, daß die Brache entbehrlich sei, sie sei zwar zur Lockerung des Bodens und Vertilgung des Unkräuter sehr vorteilhaft, doch könne man beides durch zweckmäßige Wirtschaftsweise auch ohne Brache erreichen, so daß keine Ernte verloren gehe. Nach Klee Winterbrache, dann Rüben oder Hülsenfrüchte genüge vollkommen.

Auch in diesem Punkte geht Thaer mit Patullo zusammen. Insbesondere die Ausführung über Brache von Patullo könnte von Thaer geschrieben sein.

Über den Gebrauch der Ochsen als Arbeitstiere an Stelle der Pferde verbreitet sich Patullo in längerer Ausführung in einem besonderen Kapitel, [2]) wie auch Thaer dieser Materie ein ausführliches Kapitel gewidmet hat. Patullo widerlegt die Ansicht Quesnays, daß die Arbeit der Pferde besser und rationeller sei als die der Ochsen; allerdings, bei der damals üblichen Haltung und Pflege der Ochsen, im Sommer auf magerer Weide, ermüdeten sie schon beim Futtersuchen, und die Wintermonate bei Strohfutter, da könnten die Ochsen allerdings nichts leisten. Aber bei Stallfütterung und der nötigen Ruhe leisteten die Ochsen ebensoviel wie die Pferde. Sie könnten das ganze Jahr hindurch zweimal täglich angespannt werden, von morgens bis abends, mittags eine Unterbrechung von 2 Stunden zur Ruhe. Bei Stallfütterung lieferten die Ochsen ebensoviel Dünger wie die Pferde. Ferner könnten die Ochsen nach ihrer Abnutzung noch geschlachtet werden, was bei den Pferden wegfiele. Um den Vorzug der Ochsen vor den Pferden zahlenmäßig zu beweisen, stellt Patullo weitläufige Berechnungen an, wie sie Thaer ganz ähnlich ausführt, und kommt zu einem für die Arbeit mit Ochsen günstigen Resultate.

Die Thaerschen Ausführungen über dieses Problem sind etwas ausführlicher und präziser, als die Patullos, stimmen aber im meisten mit denselben überein; sie seien hier kurz wiedergegeben. Thaer beginnt mit einem Hinweis auf den neuerdings wieder heftig entbrannten Streit über die Vorzüge des einen Arbeitstieres vor dem andern. ,,Über den Vorzug der Pferde oder Ochsen ist oft und lange Streit geführt worden, aber mit zu einseitiger Ansicht von beiden Teilen, und zuweilen mit zu großer Animosität, weshalb er dann auch nicht beigelegt und die Sache zu einem sicheren Re-

[1]) Patullo, Essay S. 135.
[2]) Ibid. S. 150.

sultate gebracht werden konnte.“ [1]) Im weiteren wägt Thaer die Vorteile der beiden Arten gegeneinander ab und macht dabei eine Bemerkung, die mit Patullo etwas sehr Ähnliches hat, er sagt: „Es versteht sich, daß bei dieser Vergleichung solche Pferde und Ochsen gegeneinander gestellt werden müssen, deren Verhältnis in Ansehung ihrer Beschaffenheit und ihrer Verpflegung nicht ungleich ist, und die beiderseits so beschaffen sind, wie sie es nach den Regeln einer guten Wirtschaft sein müssen.“ [2]) Das Resultat der Thaerschen Betrachtungen ist andern Worten folgendes:

Vorzug der Pferde: Sie passen zu allen landwirtschaftlichen Arbeiten, auf allen Wegen und bei jeder Witterung, sind schneller und ausdauernder als Ochsen.

Vorzug der Ochsen: Sie verrichten den größeren Teil der landwirtschaftlichen Arbeiten ebenso gut, als die Pferde, und man kann in einer gewöhnlichen Tagesarbeit von Ochsen, wenn sie gut genährt sind, ebensoviel verlangen, als von Pferden. Pflugarbeiten verrichten sie besser. Die Unterhaltungskosten für Ochsen sind bedeutend geringer, bei Ankauf sind die Tiere billiger, Geschirr und Nahrungsmittel ungleich billiger. Ein Hauptvorzug der Ochsen: Bei guter Pflege und nicht zu langer Benutzung vermindern sie sich in ihrem Werte nicht wie die Pferde, sondern verbessern sich meistenteils, so daß ihr Verkaufspreis höher zu stehen kommt, als ihr Einkaufspreis, mithin durch den Überschuß das Kapital verzinst wird, was bei den Pferden nicht der Fall ist, und deren Wert bei Außerdienststellung fast gleich Null ist. Auch sind die Ochsen weniger Gefahren und Zufälligkeiten ausgesetzt als die Pferde.

Jedoch nicht alle Arbeiten können vorteilhaft durch Ochsen verrichtet werden, auch gibt es Wirtschaften, deren besondere Verhältnisse, merkantilische oder geographische Lage es vorteilhaft erscheinen lassen, gar keine Ochsen zu halten. Es kommt immer darauf an, daß der Landwirt die Verhältnisse seiner Wirtschaft kennt und die richtigen Maßregeln zu treffen weiß. Arbeitstage bei Ochsen 250, bei Pferden 300. Das Verhältnis der Pferde zu den Ochsen, was Arbeitsleistung und Unterhaltungskosten betrifft, würde sich wie 2 : 3 oder höchstens 5 : 6 stellen.

Wie man sieht, besteht eine große Übereinstimmung bei beiden Autoren, die ihren Grund, wie schon vorher erwähnt, in der gemeinsamen Quelle haben dürfte.

---

[1]) Thaer, Grundsätze Bd. 1 § 161.
[2]) Ibid. § 163.

Thaers nationalökonomische Grundsätze in seinem „Leitfaden zur allgemeinen landwirtschaftlichen Gewerbslehre“.

Zu seinen Vorlesungen an der Berliner Universität hatte Thaer einen Leitfaden geschrieben, der in konzentrierter Form die leitenden Gedanken seiner land- und volkswirtschaftlichen Ansichten enthielt.[1]) Die letzteren sind zwar nur kurz angedeutet, doch genügen sie, um in engem Rahmen ein Bild von seinen allgemeinen nationalökonomischen Grundsätzen zu zeichnen. Ein ausführlicheres Bild erhält man erst durch das Studium sämtlicher Werke Thaers, das auch einen tieferen Einblick in seine Ansichten über Spezialfragen der Nationalökonomie gewährt. Über diese soll in besonderen Kapiteln berichtet werden. Fügt man noch hinzu, daß Thaer selbst gesagt hat, er hätte in der „Gewerbslehre“ das allgemein Nationalökonomische nur angedeutet,[2]) so liegt es auf der Hand, daß man in derselben kein ausführliches System mit neuen Ideen erwarten darf. Die „Gewerbslehre“ ist ein in dogmatischer Form kurz abgefaßtes Lehrbuch und nichts anderes. Von diesem Standpunkte aus haben wir sie zu betrachten und zu behandeln.

Bevor wir nun zur Darstellung der aus genanntem Werke sich ergebenden nationalökonomischen Grundsätze Thaers übergehen, sei noch folgendes vorausgeschickt:

Bekanntlich hat die „historische Schule“ den älteren nationalökonomischen Schriftstellern „einseitigen Dogmatismus“ vorgeworfen. Die älteren Schriftsteller hätten alles dogmatisiert, und zwar für alle Zeiten und Völker. Demgegenüber ist hier darauf hinzuweisen, daß Thaer an mehreren Stellen mit allem Nachdruck betont, wie notwendig es sei, auf Verschiedenheit von Zeit, Ort, Verhältnissen und Umständen zu achten und Rücksicht zu nehmen.[3]) Darin liegt nun gar nichts Auffallendes, denn ein Mann wie Thaer, dessen wirtschaftliche Weltanschauung sich auf dem Standpunkt des Relativismus aufbaut, wie von uns noch an mehreren Stellen nachgewiesen wird, konnte auch hier, d. h. in der Gewerbslehre, keinen andern Standpunkt vertreten, als den des Relativismus. Hierauf ist zu achten, wenn wir sagen, die „Gewerbslehre“ sei in dogmatischer Form abgefaßt.

Nun zu den in der „Gewerbslehre“ enthaltenen nationalökonomischen Grundsätzen.

Thaer geht von dem Standpunkte aus, daß die Landwirtschaft ein Gewerbe sei. Er sagt unter anderm:

---

[1]) Thaer, Leitfaden zur allgemeinen landwirtschaftlichen Gewerbslehre, Berlin, 1. Aufl., 1815, 2. unveränderte Aufl. 1836, Vorrede S. III.
[2]) Ibid. S. IV.
[3]) Gewerbslehre S. 3, 14, 88 und a. a. O.

„Manche haben die Landwirtschaft nicht als Gewerbe, sondern als Staatsbürgerpflicht, besonders für die Klasse der Gutsbesitzer, betrachten und ihr ein anderes vermeintlich höheres Ziel vorstecken wollen; aber irrig und verleitend in Hinsicht auf das allgemeine Beste sowohl, als für den einzelnen.“[1])

Wie man sieht, vertritt Thaer die Meinung, daß die Landwirtschaft nicht als eine politische, sondern als eine ökonomische Institution zu betrachten sei. Wegen dieser Auffassung der Landwirtschaft ist Thaer mit Adam Müller in Streit geraten. Da die Landwirtschaft ein Gewerbe sei, müsse man alle Faktoren betrachten, aus denen sie besteht, nämlich: „Arbeit, Kapital, rohes Material und Intelligenz (Kenntnis und Künstlertalent)“.[1]) Das Verhältnis dieser Elemente zueinander lasse sich nur relativ berechnen,[2]) und deswegen könne man nur von einer relativen Vollkommenheit sprechen. Das Verhältnis von Kapital und Arbeit zum Grund und Boden bestimme den Unterschied zwischen extensiver und intensiver Wirtschaft,[2]) denn die Fruchtwechselwirtschaft sei eine Bewirtschaftungsweise auf kapitalistischer Grundlage, wo die Extensivität und Intensivität ab- und zunehme je nach der Betriebs- und Bebauungsweise; also das Kapital spielt hier eine sehr bedeutende Rolle, denn Arbeit verrichtet niemand umsonst,[3]) sie muß bezahlt werden. Der Preis der Arbeit wird bedingt durch das Verhältnis der Nachfrage zum Angebot,[3]) das ist der Marktpreis.[3]) Aber wie der Preis jeder Sache, so habe auch der Preis der landwirtschaftlichen Arbeit einen Punkt, worauf er zurückzukommen strebe, weil sich Nachfrage und Angebot hier ins Gleichgewicht setzen, und dieser Punkt sei der natürliche oder Produktionspreis.[3]) Nach Thaer gibt es also einen Marktpreis der Arbeit, der durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird, und einen natürlichen oder Produktionspreis, der von den Herstellungskosten bedingt wird. Den letzteren definiert Thaer wie folgt:

„Dies ist derjenige, wobei der kunstlos und unangestrengt arbeitende Mensch sich erhalten und vermehren, sich und wenigstens zwei Kinder ernähren kann, — der Preis, wofür arbeitende Menschen produziert werden können.“[3]) Mit einem Wort: das Existenzminimum! Allein es muß betont werden, daß das Existenzminimum oder der natürliche Preis der Arbeit, wie Thaer es versteht, immerhin ein relativ anständiger Lohn ist, da er ihn berechnet für einen Menschen, der unangestrengt arbeitet. Die Frage, ob es sich in der Wirklichkeit so vollzieht, mag hier dahingestellt bleiben. Daß Thaer sich mit jener Berechnung das Zeugnis ausstellt, daß er kein einseitiger Vertreter der besitzenden Klassen war, das geht aus dieser Ausführung klar genug hervor.

---

[1]) Gewerbslehre S. 3.
[2]) Ibid. S. 4.
[3]) Ibid. S. 5.

Zwischen Existenzminimum und Marktpreis der Arbeit, zwischen diesen beiden Polen schwankt der Arbeitslohn. Da nun aber das Angebot der Arbeit dringender sei, als die Nachfrage, so sei der Preis der Arbeit, der Arbeitslohn, in der Regel das Minimum dessen, was zur Erhaltung der Arbeiter erforderlich sei.[1]) Thaer meint, was man gegen dieses Lohngesetz anzuführen pflege, sei unbegründet.[1]) Eine Auseinandersetzung darüber finden wir bei ihm nicht; Ausnahmen gesteht er aber zu.[1]) Auch was das Lohngesetz anbetrifft, ist Thaer kein einseitiger Dogmatiker.

Thaer bekämpft die Meinung, der zufolge die Aufhebung der Fronarbeit eine Steigerung des Arbeitslohnes nach sich ziehe.[2]) Er sagt:

„Umgekehrt muß ein großer Arbeitseffekt erfolgen, wenn der freie Arbeiter mehr leistet, als der gezwungene, folglich ein Plus entstehen und dadurch die Arbeit wohlfeiler werden.[2])

Wie man sieht, steht Thaer auf dem Standpunkt von Adam Smith. Schon dieser betont, daß die Arbeit des Sklaven kostspieliger sei, als die des freien Mannes. Diese Ansicht durchzieht fast die ganze damalige Strömung der Literatur, handelte es sich doch zu jener (Thaers) Zeit um das große Werk der Bauernbefreiung. Jene Motivierung hat die Ausführung der Befreiung kräftig befürwortet und unterstützt.

Der Begriff der Arbeit ist bei Thaer ein zweifacher: physische Arbeit und Intelligenz-Arbeit. Unter die Faktoren der Produktion zählt er, wie schon gesagt, Arbeit, Kapital, Rohmaterial und Intelligenz.[3]) Der Begriff der Intelligenz ist nicht nur als „gelernte Arbeit" zu verstehen, wie wir es bei Smith finden, sondern er ist ein viel weiterer, er ist auch im Sinne geistiger Arbeit zu verstehen,[4]) wie Kunst, geschickte Verwaltung usw.[5]) Daß geistige Arbeit auch ökonomisch produktiv sei, betont Thaer immer mit großem Nachdruck. Indem wir diesen Punkt berühren, gilt es hier einen Vorwurf zurückzuweisen, den Wilhelm Roscher Thaer gemacht hat. Roscher sagt folgendes:

„Wenn er (Thaer) unter den Produktionsfaktoren die Intelligenz der Arbeit entgegensetzt, so bemerkt schon F. G. Schulze, dies hieße doch eigentlich den aristotelischen Grundsatz wieder einführen, welcher die Sklaverei rechtfertigt."[6]) Auf diese Äußerung Roschers ist vor allem zu bemerken, daß Thaer die Intelligenz der Arbeit überhaupt gar nicht entgegengesetzt hat, sondern im

---

[1]) Gewerbslehre S. 6.
[2]) Ibid. S. 8.
[3]) Ibid. S. 3.
[3]) Ibid. S. 41.
[4]) Thaer, Grundsätze der rationellen Landwirtschaft Bd. 1, Berlin 1831, S. 28.
[6]) Roscher, Geschichte der Nationalökonomie S. 699.

Gegenteil gerade hervorkehrt, daß Intelligenz auch produktiv sei. Die Belegstelle, die Roscher gegen Thaer anführt, sagt gar nichts für die Roschersche Auffassung Thaers, d. h. daß „Thaer die Intelligenz der Arbeit entgegengesetzt"; die betr. Stelle sei hier angeführt:

„Das vierte Element des landwirtschaftlichen Gewerbes ist Intelligenz, die in der Wirklichkeit in diesem Fache mehrenteils weniger, wie in andern, angetroffen wird, aber in keinem so unbegrenzt in ihrer Anwendung ist, wie in diesem."[1]) Wie man sieht, beruht die Roschersche Ansicht auf Oberflächlichkeit. Ferner, gesetzt der Fall, Thaer hätte der Arbeit die Intelligenz „entgegengesetzt", so folgt daraus logisch keineswegs das Prinzip der Sklaverei, denn man kann von denselben Prämissen entgegengesetzte Schlüsse ziehen. Die aristotelische Schlußfolgerung ist für Thaer gar nicht obligatorisch. Mag man immerhin die Intelligenz der Arbeit entgegensetzen, so braucht man daraus noch nicht das Prinzip der Sklaverei zu folgern, denn man kann wohl sagen: Die Intelligenz ist historisch je nach Umständen bedingt, keiner Klasse angeboren. Kurz, weder logisch noch sachlich ist Roscher Thaer gerecht geblieben.

Nehmen wir den Faden der Untersuchung nun wieder auf.

„Der Effekt der Arbeit wird erstaunlich vermehrt durch zwei mächtige Hebel: Teilung der Arbeit und Maschinen.[2]) Die Benutzung beider,[2]) meint Thaer fortfahrend, hätten die meisten Schriftsteller über „Nationalwirtschaftslehre" dem Landbau abgesprochen, weil die Arbeiten bei den Produkten desselben nicht in eins fortgingen, sondern in Stillstand kämen und wieder begännen, daher keine Teilung der Arbeit, sondern beständige Abwechslung derselben stattfände. Demgegenüber meint Thaer:

„Aber diese Schriftsteller haben den Gang der landwirtschaftlichen Arbeiten im ganzen und im großen nicht beachtet; sonst würden sie eingesehen haben, daß das, wovon der Vorteil der Arbeitsteilung abhängt — die Übung in gewissen Handgriffen und die Ersparung des Zeitverlustes beim Übergange von einer Arbeit und von einem Werkzeuge zum andern — bei größern Wirtschaften, wo mancher Arbeiter sein einzelnes Geschäft hat, oder doch lange das einzige fortsetzt, ebenfalls eintrete."[2])

Diese Meinung harmoniert nicht mit der von Adam Smith, wie an anderer Stelle von uns gezeigt wird, und worauf hiermit verwiesen sei. Was die Maschinen und deren Bedeutung für den Ackerbau anbetrifft, so meint Thaer, daß, wenn eine Maschine ein Werkzeug sei, vermittelst dessen andere Kräfte erspart und der „Effekt" wohlfeiler erreicht werden könne, so sei der Pflug eine

---

[1]) Thaer, Gewerbslehre S. 167.
[2]) Ibid. S. 9.

Maschine, wodurch mehr Arbeit erspart und ein größerer „Effekt" bewirkt worden, als durch alle Maschinen der Fabriken zusammengenommen.[1]) Was würde Thaer in seiner Meinung noch bestärkt worden sein, wenn er einen modernen Dampfpflug oder eine Automobilmähmaschine bei der Arbeit gesehen hätte!

Diese Auffassung Thaers in bezug auf Anwendbarkeit von Arbeitsteilung und Maschinen in der Landwirtschaft steht in konsequentem und logischem Zusammenhange mit seiner gesamten Auffassung der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft ist ein Gewerbe — das ist der Hauptgrundsatz Thaers, also hat sie den Zweck der Ökonomik, nicht der Politik. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die Landwirtschaft alle Eigenschaften der Industrie besitzt, d. h. die Prinzipien, welche der Industrie zugute kommen, unterstützen auch die Landwirtschaft, nämlich Arbeitsteilung, Maschinen und kapitalistischer Betrieb. Es ist hier klar ersichtlich, daß die Thaersche Befürwortung der Anwendung von Arbeitsteilung eigentlich eine logische Ergänzung seines Grundsatzes ist, daß Landwirtschaft ein Gewerbe sei. Diese Ergänzung, welche nicht hoch genug geschätzt werden kann, verleiht Thaers Standpunkt seine Erhabenheit und Größe. Es zeigt sich hier wirklich der „klassische" Begründer der Landwirtschaftswissenschaft. Nun zum Begriff vom Kapital bei Albrecht Thaer. Er sagt unter anderm:

„Den richtigen Begriff vom Kapital hat der unsterbliche Erfinder der Nationalwirtschaftslehre, Adam Smith, und die ihm nachfolgenden Schriftsteller angegeben." [1])

Jedes Kapital, fährt Thaer fort, entstehe nach Smith durch Arbeit und durch Ersparung im Genusse des Arbeitsprodukts.[1]) Kapitalien werden verzehrt oder zum Betriebe der Gewerbe angelegt.[1]) „Im letzteren Falle heißen sie Verlagskapitale." [1]) Da ohne Kapitalien kein Gewerbe betrieben werden könne, so hänge die Größe der Gewerbsbetriebe von der Größe der Kapitalien hauptsächlich ab und von der Art, wie sie verteilt seien.[1]) Thaer unterscheidet zwei Arten von Kapitalsprofit. Er meint:

„Der Profit, den Verlagskapitale geben, kann betrachtet werden im Verhältnis zu der Größe des Kapitals, und wir nennen ihn dann den relativen Profit; oder ohne Rücksicht auf die Größe desselben, und er heißt dann absoluter Profit. Kleine Kapitale geben oft einen relativ größeren Profit; aber ihr absoluter Profit ist dennoch klein gegen den, welchen große geben." [2]) Er sagt ferner, daß die Verwechslung dieser beiden Ansichten Irrungen in der Land- und Staatswirtschaftslehre veranlaßt hätte.[3])

Was die sonstigen Begriffe vom Kapital bei Thaer anbetrifft, so sei hier auf diesbezügliche Ausführungen in dem Kapitel „Thaers

[1]) Gewerbslehre S. 10.
[2]) Ibid. S. 16.
[3]) Ibid. S. 17.

Stellung zur Grundrente" verwiesen, wo diese Materie ausführlicher behandelt wurde.

Betrachtet man die in diesem Kapitel angeführten nationalökonomischen Grundsätze etwas näher, so muß man ihnen Originalität absprechen. Allein, Thaer macht hier auch keinen Anspruch darauf, denn er sagt ausdrücklich, daß er in der „Gewerbslehre" einen Leitfaden für seine Zuhörer geschrieben habe.[1])

Bevor wir diesen Abschnitt schließen, mag hier noch Platz finden, was Thaer über Zinsgesetze gesagt hat. Die Zinsen, meint er, könnten nie so hoch sein, als der mit dem Kapitale zu machende Gewinn, weil man es sonst nicht anleihen würde.[2]) Sie stiegen, wenn weniger Kapitalien angeboten oder mehr gesucht würden und der damit zu machende Profit größer sei;[2]) sie fielen, wenn mehr angeboten oder weniger gesucht würden, weil sie minder vorteilhaft anzulegen seien.[1]) „Es setzt sich daher in einem Lande und zu einer Zeit ein gewöhnlicher Zinssatz fest, der nur in einzelnen Fällen nach der Sicherheit und Bequemlichkeit des Verleihers und dem Bedürfnis des Borgers eine Abänderung leidet."[2])

Es ist, was Thaer hier sagt, lediglich von den Prinzipien des Angebots und der Nachfrage abgeleitet, und deswegen darf es nicht wundernehmen, wenn er meint: „Weil ein niedriger Zinsfuß der Erweiterung des Gewerbsbetriebes günstig ist, so haben die meisten Gesetzgebungen die Steigerung desselben durch gesetzliche Bestimmungen verhindern wollen. Sie sind aber nicht nur vergeblich, weil sie eludiert werden, sondern auch nachteilig, weil derjenige, der ein Kapital besser benutzen könnte, aber ohne höhere Zinsen keines erhalten kann, nun daran verhindert wird, oder sich einem gesetzwidrigen, wucherlichen Kontrakte unterwerfen muß. Weil sich jedoch gemachte Fehler nicht zu jeder Zeit wieder gut machen lassen, so kann auch die Aufhebung dieses Gesetzes zu einer Zeit, wo mehr Kapitale gesucht als angeboten werden, nachteilig wirken, indem es die Rentierer als einen Aufruf ansehen, ihre Zinsen zu erhöhen.[3]) Wie man sieht, ist Thaer für völlige Zinsfreiheit, er steht in dieser Beziehung im Gegensatz zu Adam Smith, dessen Stellung zu der Zinsfrage eine Auseinandersetzung seitens Benthams veranlaßt hat. Allein Thaer will keineswegs auf einmal die Zinsgesetze aufheben, und in dieser Hinsicht tritt bei Thaer der Praktiker zum Vorschein. Er wußte sehr wohl, daß in dem so komplizierten Wirtschaftsleben nicht alles mit einem Schlage gut gemacht werden kann, sonst schadet man mehr, als man verbessert. Auch hier zeigt sich Thaer als Relativist im vollen Sinne des Wortes.

---

[1]) Gewerbslehre Vorrede S. III.
[2]) Ibid. S. 22.
[3]) Ibid. S. 22—23.

Alles in allem ergibt sich, daß die hier geschilderten nationalökonomischen Grundsätze nicht über das Niveau des Eklektikers hinausgehen, was wir zur Zeit Thaers fast in der ganzen nationalökonomischen Literatur Deutschlands vor uns haben. Immerhin muß aber zum Lobe Thaers gesagt werden, daß er, der Landwirtschaftler, sich in der nationalökonomischen Literatur immer genau zu informieren gesucht hat. In andern Punkten dagegen war Thaer wiederum, was Nationalökonomie anbelangt, originell und Vorläufer eines der wichtigsten nationalökonomischen Werke, wie im Verlaufe dieser Arbeit noch gezeigt werden soll.

Thaers Stellung zu Klein- und Großgrundbesitz.

„Der Streit, ob größere oder kleinere Pachtungen für die Nationalwohlfahrt im ganzen zuträglich seien", — sagt Thaer in der „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft" — „ist neuerlichst wieder in England sehr lebhaft betrieben worden; und man hat abermals im Parlamente eine Bill, um die Zusammenziehung mehrerer kleinen Pachtungen in eine große zu verhindern, und die geschehenen wieder zu trennen, in Vorschlag gebracht. Die Kornteuerung gab dazu wieder die Veranlassung. Ob sich's nun gleich bald erweisen ließ, daß der Vorwurf, als wären die großen Pächter die Urheber der Kornteuerung, nur der Nachhall staatswirtschaftlicher Reden in Tee- und Tabagiegesellschaften sei, und jener Vorschlag also aus den bereits angeführten Gründen keinen Eingang fand; man vielmehr einsah, daß die Kornscheuren und Fimmen großer und vermögender Landwirte noch das einzige Magazin der Nation waren, nachdem die Ernten kleinerer Wirte längst verzehrt waren —, so sind doch bei dieser Gelegenheit die Vorzüge der großen und kleinen Wirtschaften heller ins Licht gestellt worden. Da diese Frage auch bei uns mehrmals aufgeworfen ist, und bei ihrer Untersuchung sich manches ergibt, was den Landwirt nicht minder wie den Gesetzgeber interessiert, so will ich das, was für die kleinen und für die großen Wirtschaften gesagt worden oder meines Ermessens gesagt werden könnte, hier kurz anführen." [1])

Diese äußeren Umstände veranlaßten also Thaer, die oben umschriebene Frage zu erörtern.

Thaer versteht unter großen Wirtschaften Güter von 500 bis 1000 Äckern kultivierten Landes; unter kleinen solche, die 20 bis 80 Äcker haben. [2])

---

[1]) Thaer, Einleitung zur Kenntnis d. engl. Landwirtsch. Bd. 2 1. Abs., Hannover 1801, neue Aufl. S. 91—92.

[2]) Ibid. S. 92.

In folgendem sollen nun Thaers Ausführungen über vorbenanntes Thema näher beleuchtet werden. Bei der Untersuchung dieses Problems erörtert Thaer sorgfältig pro und contra, um schließlich zu einem endgültigen Resultate zu gelangen. Die Beweisführungen zugunsten der kleinen Wirtschaften lassen sich nach Thaer folgendermaßen zusammenfassen:

Der kleine Pächter oder Bauer mit Weib und Kind und etwa etlichen Knechten und Mägden, welcher selbst die Arbeit verrichtet, wird fleißiger als jeder Lohnarbeiter sein, und seine Gehilfen müssen ihm hierin folgen. Er ist bei allen Geschäften der erste, arbeitet vor, weiß, was jeder leisten kann, versteht die Kunst, seine Mitarbeiter in Atem zu halten, die Art und Weise, mit seinesgleichen umzugehen und sie aufzumuntern. Seine Leute wissen, daß er ihre Arbeit aus eigener Erfahrung zu schätzen weiß; sie sind ihm auch zugetan, sie fühlen sich ihm näher, arbeiten also gewiß gutwilliger, als sie es allein nur um des Lohnes und Brotes willen tun würden; daher wird mit denselben Händen in einer kleinen Wirtschaft mehr ausgerichtet als in einer großen. Ähnlich verhält es sich mit dem Zugvieh; es muß leisten, was es ohne irgendwelchen Nachteil für sich selbst tun kann, wird aber nicht überanstrengt, denn sein Eigentümer führt es selbst. Es wird alles aufs beste benutzt, sparsamer mit den verschiedenen Materialien umgegangen, weil Wirt und Wirtin alles unter eigenen Händen haben.[1] „Er“ (der Wirt) sagt Thaer, „wartet seine Pferde, sie (die Wirtin) ihre Kühe selbst, gibt ihnen, was sie zu jeder Zeit brauchen, aber nicht mehr, und spart daher mehr Futter auf, als in großen Wirtschaften unter den Händen der Knechte und Mägde würde geschehen sein.“[2]) Da der kleine Wirt jeden einzelnen Fleck seines Ackers kennt, so weiß er ihn aufs beste zu bearbeiten und zu benutzen; damit erzielt er den möglichst höchsten Ertrag.[2]) Demgemäß werden sowohl die Kräfte der Menschen als auch die des Viehes und Grund und Bodens in kleinen Wirtschaften aufs höchste benutzt. Dies führt natürlich zum Vorteil des Staates. Dabei kommt noch ein Moment in Betracht: Die Verteilung des Grund und Bodens unter viele kleine Wirtschaften und Familien begünstigt sehr die Bevölkerungsvermehrung. Es werden mehr Ehen geschlossen, mehr Kinder erzeugt und aufgezogen werden, als wenn der Acker durch ledige Knechte und kümmerliche Tagelöhner bebaut wird.[2]) „Da der Ackerbau“ — sagt Thaer — „die Hauptstütze der allgemeinen Wohlfahrt ist, so ist alles daran gelegen, daß es nicht an Menschen zu seiner Betreibung fehle. Je mehr kleine Wirtschaften es aber gibt, desto mehr Menschen werden auf dem Lande bleiben und sich weniger nach den Städten ziehen. Man wird also nicht das Klagen der großen Wirte mehr hören, daß der Acker nicht ge-

---

[1]) Thaer, Einleitung zur Kenntnis d. engl. Landwirtsch. 2. Bd. 1. Abt. Hannover 1801, neuu Aufl. S. 93—94.

[2]) Ibid. S. 94.

hörig angebaut, die Ernten nicht eingescheuert, das Korn nicht abgedroschen werden kann, weil es ihnen an Leuten fehlt. Die Familien des Landmannes werden aus Liebe zum väterlichen Herd zusammenbleiben, solange sie Arbeit und Nahrung haben."[1])

Wie man sieht, stellt sich Thaer die Sache folgendermaßen vor: Der kleine Wirt erzielt durch Fleiß, Sparsamkeit und Sorgfalt den möglichst höchsten Ertrag; die Produktion begünstigt die Vermehrung der Bevölkerung, die letztere wieder die Vermehrung der Produktion der Landwirtschaft, desjenigen Zweiges der Staatswirtschaft, welcher die Hauptstütze der allgemeinen Wohlfahrt ist. Dadurch entsteht immer ein Überschuß gesunder, abgehärteter, unverdorbener Leute unter dem Landvolke, woraus der Staat seine Armeen rekrutieren kann, „ein Schlag von Leuten" — wie Thaer sich ziemlich scharf ausdrückt —, „die man in den Städten und unter lediglosem Gesindel vergeblich sucht —, der sein Vaterland liebt, und für seinen väterlichen Herd gern streitet."[2])

Schließlich sind noch die kleinen Wirtschaften vom sozialen Standpunkt aus betrachtet von großer Bedeutung. Dies hat schon Thaer seinerzeit bemerkt, indem er meinte, daß dadurch, auf dem Lande wenigstens, eine ebenmäßigere Verteilung des Vermögens stattfinden würde.[2]) „Mehrere Menschen werden ihre reichliche Nahrung und Notdurft, ihre angemessene Erquickung finden. . . . . Weniger Menschen werden aus Üppigkeit in Trägheit und Vernachlässigung ihrer Geschäfte verfallen; weniger aber auch aus Hunger und Kummer unfähig zur Arbeit werden."[2]) Es handelt sich hier bei Thaer um die Erhaltung des ländlichen Mittelstandes, dessen günstige wirtschaftliche Lage auch für die ländlichen Arbeiter von guten Folgen sei.

Soweit die Ausführungen Thaers über den Vorzug der kleinen Wirtschaften. Nun haben wir uns mit dessen Darlegungen über den Vorzug der großen Wirtschaften zu befassen.

Thaer ist der Meinung, daß es sehr unrichtig sei, die Landwirtschaft den Fabriken entgegenzusetzen.[3]) „Objektivisch betrachtet", — sagt er — „mag man die Erzeugnisse, die jene liefert, Produkte, — die Erzeugnisse von diesen Fabrikate nennen, subjektivisch sind sie sich völlig gleich, und dieselben Maximen, welche bei Betreibung von Fabriken, wenn sie emporkommen sollen, befolgt werden müssen, finden ihre Anwendung auch bei der Landwirtschaft, wenn sie zu einiger Vollkommenheit gedeihen soll."

Thaer vergleicht die Landwirtschaft mit der Industrie, indem als das Rohmaterial der Landwirtschaft der Grund und Boden zu betrachten sei; ihre Fabrikate seien das, was man Produkte nennt,

---

[1]) Thaer, Einleitung zur Kenntnis d. engl. Landwirtsch. 2. Bd. 1. Abt. Hannover 1801, neue Aufl. S. 95.

[2]) Ibid. S. 96.

[3]) Ibid. S. 97.

welche eine erstaunliche Verschiedenheit nach Quantität und Qualität, Kunst, Arbeit und Kapital besitzen. Er bestreitet die Meinung, die dahin geht, den Ackerbau als ein Handwerk anzusehen. Die Landwirtschaft sei etwa als eine verwickelte Fabrik zu betrachten, und bei ihrer Betreibung seien alle die Regeln zu unterlegen, worauf auch der glückliche Erfolg der Fabriken beruht.[1]) Wie die Fabrik von der Arbeitsteilung sehr begünstigt wird, so auch die Landwirtschaft. Und wie auf dem Gebiete der Arbeitsteilung die große Fabrik vor der kleinen im Vorteil ist, ebenso auch die großen Wirtschaften vor den kleinen; in den großen Wirtschaften kann sich die Arbeitsteilung entfalten, dadurch werden die Arbeiten pünktlicher, sauberer und ordnungsmäßiger, schneller und besser verrichtet, die Handgriffe vervollkommnet.[2]) ,,Sowie ferner" — meint Thaer — ,,große Fabriken einen mächtigen Vorteil vor den kleinen, vermöge der Mannigfaltigkeit zweckmäßiger Werkzeuge und Maschinen haben, deren Erfindung, Anschaffung und Unterhaltung den kleinen zu kostspielig wird, so ist dies bei den Wirtschaften eben der Fall."[3])

Unerachtet aber in großen Wirtschaften mit denselben Menschenhänden mehr ausgerichtet werde, wie in kleinen, so folge daraus nicht, daß weniger Hände gebraucht werden: die Landwirtschaft sei so unendlicher Verfeinerungen und Vervollkommnungen fähig, daß der große Landwirt, der Geist und Vermögen dazu hat, nach Verhältnis seiner Ackerfläche immer mehr Menschen anstellen könne, als der kleine, der an solche Verbesserungen nicht einmal denken dürfe.[4]) Thaer hat hier vorzugsweise Meliorationen und sonstige Verbesserungen im Auge, steht also in dieser Beziehung gerade auf dem entgegengesetzten Standpunkte wie Adam Smith, wie wir später noch sehen werden. Der große Landwirt werde Verbesserungen vornehmen, habe manche Gelegenheit, den Arbeitern die Arbeit zu erleichtern und zu vereinfachen; folglich werden auf derselben Fläche Landes mehr Menschen Verdienst und Unterhalt bei großen Wirtschaften finden als bei kleinen. Da der große Landwirt durch seine Arbeiten mehr verdient, als der kleine (hier zeigt sich schon der Keim zu der späteren Ansicht Thaers, daß die größeren Wirtschaften das aufgewendete Kapital höher verzinsen als die kleinen), so werde er sie auch besser bezahlen können. Der Lohn werde steigen und die Lebensmittel bei vermehrter Produktion wohlfeiler werden. Es folge hieraus notwendig Vermehrung der Bevölkerung.[5]) Denn Thaer meint:

,,Tagelöhnerfamilien, die ihren Unterhalt finden, werden sich stärker vermehren wie Bauernfamilien, wo nur ein Sohn den Hof

---

[1]) Thaer, Einleitung zur Kenntnis d. engl. Landwirtsch. 2. Bd. 1. Abt. Hannover 1801, neue Aufl. S. 97—98.
[2]) Ibid. S. 98—100.
[3]) Ibid. S. 101.
[4]) Ibid. S. 102.
[5]) Ibid. 103—104.

wiedererhalten kann."[1]) Er scheint hier lediglich Gegenden mit Anerbenrecht im Auge zu haben.

Es wird zugunsten der kleinen Wirtschaften häufig der Umstand in Erwägung gezogen, daß eine Arbeit besser von statten gehe, wenn der Wirt vorarbeite. Thaer meint, das sei doch nur bei einzelnen Arbeiten der Fall. „Hilft der Wirt oder Wirtschaftsvorsteher bei der einen, so ist keine Aufsicht bei der andern, oder diese andere Arbeit wird ausgesetzt und geschieht demnächst zu spät oder gar nicht."[2]) Nirgends komme es mehr als bei der Landwirtschaft darauf an, daß alles auf den rechten Zeitpunkt geschehe. Es sei ein nicht ungewöhnlicher Fehler solcher Verwalter, die vormals Knechte oder Bauern gewesen sind, daß sie bei einem Geschäfte ordentlich mitarbeiten. „Darüber versäumen sie mehrenteils die Aufmerksamkeit auf ein anderes und tun weit mehr Schaden damit, als sie Vorteil schaffen."[2]) Der Aufseher bei einer Wirtschaft dürfe so wenig mitarbeiten, als der Offizier mitfeuern, weil die Aufmerksamkeit auf die Untergebenen dabei wegfällt. Er müsse höchstens zeigen, daß er es könne.

Was das Argument der Sparsamkeit und Sorgfalt anbetrifft, so findet es mehr in den großen Wirtschaften, da das Liegenbleibende, das Unverzehrte oft in den kleinen Wirtschaften so wenig sei, daß niemand daran denke, es zu erhalten, daß es sich des Wegs nicht verlohne.[3]) „Dreißig Personen an einem Tische brauchen weniger als dieselbe Zahl an zehn Tischen."[3])

Vom sozialen Standpunkte hat Thaer folgendes für die großen Wirtschaften anzuführen:

„Gleichmäßigere Verteilung des Vermögens mag ein Wunsch sein, der bei manchem aus einem menschenfreundlichen Herzen entspringt. Aber, ohne Rücksicht auf die Frage zu nehmen, ob die Masse von Glückseligkeit in der menschlichen Gesellschaft dabei größer oder geringer werden möchte, kommt es hier nur darauf an, ob der Betrieb jedes Gewerbes, folglich auch die Landwirtschaft und folglich die Produktion dabei gewinnen oder verlieren würde."[3]) Also der Ausgangspunkt ist Thaer zufolge hauptsächlich der der Vermehrung der Produktion, und nicht die Verteilung der Güter. Wir haben hier mit demjenigen Prinzip zu tun, welches später in der Nationalökonomie böses Blut gemacht hat, und welches man vom Standpunkte einer „ethischen" Nationalökonomie aus bekämpfen zu sollen glaubte. Das Auftreten des nationalökonomischen Romantikers Adam Müller gegen das Thaersche Prinzip ist in dieser Beziehung nicht als Zufall zu be-

---

[1]) Thaer, Einleitung zur Kenntnis d. engl. Landwirtsch. 2. Bd. 1. Abt. Hannover 1801, neue Aufl. S. 104.

[2]) Ibid. S. 105.

[3]) Ibid. S. 106.

trachten, wenn auch Thaers Gesamtanschauung durchaus nicht gegen die Ethik gerichtet ist.

Thaer fährt fort mit Bezug auf das oben angeregte Thema der Vermögensverteilung: „Ein Land, worin eine fast gleiche Verteilung des Vermögens stattfände, möchte vielleicht ein schönes Arkadien sein, aber einen höchst ohnmächtigen Staat ausmachen und bei einiger Bevölkerung bald in den Fall zu verhungern kommen.“[1])

„Der Luxus“ — sagt Thaer weiterhin — „behauptete auch ein Teil der französischen Ökonomisten, stehe der Aufnahme des Ackerbaues im Wege. Aber der Luxus, den sie meinen, war der in Paris, welcher alles Vermögen dorthin zog und auf dem Lande, besonders in den entlegenen Provinzen, lauter Armut hinterließ. Der Ackerbau ging in diesen Provinzen zugrunde, weil kein Luxus da war und die Produkte nach guten Ernten keinen Absatz fanden. Wo Luxus und Ausfuhr dem Überfluß keinen Absatz verschafft, da wird kein Überfluß erzeugt; und wo kein Überfluß in guten Jahren ist, da entsteht Mangel in schlechten Jahren. Luxus aber und Handel kann nur bei ungleich verteiltem Vermögen stattfinden.“[2])

Auch meint Thaer, daß die Verbesserung der Viehzucht, Veredelung des Schlages nur von großen und vermögenden Landwirten unternommen würde.

„Also“ — folgert er — „die Wohlfahrt, die Stärke, der Reichtum des Staates erfordert, wenigstens zum Teil, große Wirtschaften.“[3])

Indessen ist Thaer weit entfernt, die Einziehung der kleinen Wirtschaften und die Zusammenschmelzung derselben in größere geradezu anzuraten. „Daß kein Eingriff ins Eigentum geschehen dürfe, verstehe sich von selbst.“[4]) Er glaubt aber ebensowenig, daß man dem Laufe der Dinge wehren müsse, wenn die Zusammenziehung kleiner Höfe nach Recht und Billigkeit erfolgen könne. „Will der armselige, verschuldete Bauer seinen Hof freiwillig an einen größeren Gutsbesitzer verkaufen und dieser, wie sich's versteht, alle und jede Prästanda davon übernehmen, so wird Produktion und Bevölkerung und folglich der Staat mehr dabei gewinnen als verlieren. Wenn nur Recht und Eigentum geschützt sind, so überlasse der Regent die freie Übertragung derselben der Willkür eines jeden und räume die Hindernisse veralteter Formen, jedoch ohne jemandes Gefährde, aus dem Wege. Dann wird von selbst diejenige Verteilung des Grund uud Bodens erfolgen, welche nach Zeit und Ortsverhältnissen in Rücksicht auf Produktion, Nationalreichtum und Bevölkerung

---

[1]) Thaer, Einleitung zur Kenntnis d. engl. Landwirtsch. 2. Bd. 1. Abt. Hannover, neue Aufl. S. 107.

[2]) Ibid. S. 108—109.

[3]) Ibid. S. 110.

[4]) Ibid. S. 111.

die vorteilhafteste ist. Zu große Güter werden parzelliert, zu kleine zusammengeschmolzen werden.[1])

Nach dem bisher Gesagten ergibt sich folgendes: Thaer bevorzugt große Wirtschaften, will aber die Verteilung des Grundbesitzes dem freien Laufe der Dinge überlassen wissen. Diese Auffassung hat er später teilweise geändert, wie wir sofort sehen werden.

Zunächst müssen wir uns mit seinen ,,Reflexionen" beschäftigen, welche als Bemerkungen einem anonym gedruckten Aufsatz, der in den Thaerschen ,,Annalen des Ackerbaues" 1806 erschien, begefügt sind.

Auf die Frage über die zweckmäßigste Größe der Wirtschaften, die Zerschlagung der größeren und die Zusammenziehung der kleineren antwortet Thaer, daß diejenige Größe der Wirtschaften in jeder Hinsicht die beste sei, welche an dem Orte und zu der Zeit am meisten gesucht und folglich am teuersten bezahlt werde.[2]) Wir haben es also mit einem relativen Standpunkte zu tun. Nachdem Thaer die Vorzüge der großen Wirtschaften aufgezählt hat, sagt er, daß unter entgegengesetzten Umständen in der Regel die kleinen Wirtschaften den großen den Vorzug abgewinnen werden, und daß lauter kleine oder lauter große Höfe in einer Gegend entstehen, möge nur in seltenen Fällen für das Ganze vorteilhaft sein.[3]) Ein ,,entweder — oder" gibt es also hier für Thaer nicht. Eine solche Ausschließlichkeit der einen oder andern Art werde aber auch nirgends auftreten. In einem andern Zusammenhang sagt er ausdrücklich:

,,Ich muß nach meiner Überzeugung die großen und die kleinen Wirtschaften gegen ihre Gegner und gegen einseitige Gründe verteidigen, weil ich sie beide nach den Umständen für vorteilhaft halte, und nicht nur glaube, daß sie mit- und nebeneinander sehr gut bestehen, sondern auch sich sehr wohltätig unterstützen können."[4])

In der 3 Jahre später (nach diesem Ausspruch) erschienenen ,,Gewerbslehre" hat er seine Ansicht noch weiter modifiziert bezw. erweitert. Hier unterscheidet er drei Arten von Landgütern, große, mittlere und kleine Güter, die alle drei vorteilhaft sein können. Größere Wirtschaften haben den Vorteil der Arbeitsteilung für sich, kleinere den der besseren Bearbeitung, mittlere den der besseren und genaueren Beaufsichtigung.[5])

---

[1]) Thaer, Einleitung und Kenntnis d. engl. Landwirtsch. 2. Bd. 1. Abt. Hannover 1801, neue Aufl. S. 112.

[2]) Annalen des Ackerbaues, 1806, S. 41—42.

[3]) Ibid. S. 78.

[4]) Thaer, Annalen der Fortschritte der Landwirtschaft Bd. 3 1812 S. 541.

[5]) Thaer, Leitfaden zur allgemeinen landwirtsch. Gewerbslehre 2. unveränderte Aufl., Berlin 1836, § 150 (1. Aufl. erschien 1815).

Alles in allem ergibt sich aus den bisher mitgeteilten Stellen: Thaer betrachtet die kleinen wie die großen Wirtschaften als relativ gleichberechtigt und ist gegen jedwede Ausschließlichkeit einer dieser Formen des Grundbesitzes.

Er hat ferner den Unterschied gemacht, daß die kleinen Wirtschaften den absolut höchsten Rohertrag (der kleine Bauer rechne seine eigne Arbeit weniger), die größeren den absolut höchsten Reinertrag lieferten.

Allein, wenn Thaer seinen Standpunkt in bezug auf die Größe der Wirtschaften etwas geändert hat, so hat er doch einen beträchtlichen Teil seiner alten Auffassung zurückbehalten. Wir wissen schon von früher, daß er die Einmischung der Staatsgewalt in die Verteilung des Grundbesitzes, in die Zusammenziehung wie in die Parzellierung desselben bekämpft. Es soll dies dem freien Lauf der Dinge überlassen bleiben. Dieselbe Auffassung befürwortet er auch später. Er sagt unter anderm: „Eine völlige Freiheit folglich, kleinere Güter zusammenzuziehen oder mit einem großen zu vereinigen, und wiederum große Güter in Parzellen von beliebiger Größe zu zerschlagen, und zu wählen, was jedem nach seiner individuellen Lage am vorteilhaftesten scheint, wird für die Produktion und die allgemeine Wohlfahrt am vorteilhaftesten sein.“[1])

Allein auch hier macht er eine Ausnahme, indem er sagt: „Ich gebe zwar zu, daß einmal entstandene besondere politische, konstitutionelle und rechtliche Verhältnisse dieser Freiheit entgegenstehen können. Dies kann Ausnahmen nötig machen.“[1]) Den absoluten „Manchestermann“ werden wir also in Thaer vergebens suchen, da er Ausnahmen mit Bezug auf die Staatsintervention zugesteht.

Die Ansichten Thaers über großen und kleinen Grundbesitz haben wir nun kennen gelernt; wir sahen, daß er früher für die großen Wirtschaften mehr eingenommen war, später aber, im Sinne der Stein-Hardenbergschen Reformen, an denen er im weiteren persönlich mitwirkte, seinen Standpunkt geändert hat, und zwar in der Weise, daß sowohl kleine als auch große Güter relativ vorteilhaft sein können. Es ist deswegen verfehlt, wenn man sich neuerdings auf Thaer beruft als auf den Befürworter der kleinen Wirtschaften. Bei Thaer handelt es sich nicht um eine Ausschließlichkeit, nicht um ein „entweder — oder“, sondern um ein „sowohl — als auch“, mit andern Worten: um den Standpunkt der Relativität.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, eine kurze Betrachtung über das Verhältnis Smiths und der Physiokraten, denen Thaer nicht fernstand, zu dem obigen Problem anzustellen.

Bekanntlich war Thaer der Meinung, daß auch in die Landwirtschaft, wie in die Fabriken, Arbeitsteilung sehr wohl eingeführt werden könne. Diese Ansicht hat er auch später noch vertreten,

---

[1]) Thaer, Annalen d. Ackerb. 1806 Bd. 4 S. 42—43.

indem er in seiner „Übersicht der Anleitung zur Kenntnis der belgischen Landwirtschaft von J. N. Schwerz", welche in den „Annalen der Fortschritte der Landwirtschaft" erschien, unter anderm sagt: „Der Abbé Man versucht zwar S. 481 ad III die Wirkung der Arbeitsteilung bei der Landwirtschaft lächerlich zu machen, indem er sie mit einer Stecknadelfabrik vergleicht. Aber wenn sie gleich nicht in dem Maße wie bei dieser anwendbar ist, so findet sie doch in allen großen Wirtschaften statt, und um so mehr, je größer die Industrie und Intelligenz ist, womit sie betrieben werden."[1]) Weiter geht aber Adam Smith bezüglich des Unterschiedes zwischen der Arbeitsteilung in der Landwirtschaft und in den Fabriken, indem er meint: „Das Wesen der Landwirtschaft läßt allerdings nicht so viele Unterabteilungen der Arbeit und eine so vollständige Trennung der einzelnen Zweige zu, wie die Fabrikation oder das Handwerk."[2]) Und weiter: „Und in dieser Unmöglichkeit einer vollständigen Trennung der einzelnen Arbeiten in der Landwirtschaft liegt vielleicht der Grund, weshalb die Fortschritte in derselben denen der Fabrikation nicht gleichkommen."[2])

Thaer und Smith stimmen mehr überein, indem sie das Landwirtschaftsgewerbe als eine verwickelte Kunst betrachten. Die diesbezügliche Ansicht Thaers haben wir kennen gelernt, die gleiche ist die Adam Smiths, indem er sagt: „Nie hat man daran gedacht, daß eine Lehrlingszeit zur Erlernung der Landwirtschaft, dem großen ländlichen Gewerbe nötig sei, und doch gibt es vielleicht keines nächst den schönen und freien Künsten und Wissenschaften, das so mannigfaltiger Kenntnisse und Erfahrungen bedürfte."[2])

Die Ansichten Adam Smiths über großen und kleinen Grundbesitz gehen nicht mit denen Thaers zusammen, indem ersterer ausschließlich für Kleingrundbesitz eingenommen ist. Nach Smith seien die ausgedehnten Besitztümer für die Entwicklung der Kultur ungünstig, weil man von deren Eigentümern für die Verbesserung des Bodens kaum etwas erwarten könne. Anders steht es mit dem kleinen Grundeigentümer; da er jeden Teil seines Gebietes kenne und mit aller Liebe betrachte, deswegen sei er der betriebsamste, einsichtsvollste und glücklichste Verbesserer der Landwirtschaft.

Sowohl die ältere Meinung Thaers, nach welcher die großen Wirtschaften bevorzugt wurden, als auch die spätere, dergemäß kleine und große Wirtschaften als gleichberechtigt zu betrachten sind, deckt sich nicht mit der von Adam Smith.

Mit den Physiokraten stimmt jene Ansicht, an der er früher festgehalten hatte, überein. Denn die Physiokraten waren für den Großbetrieb bezw. Großgrundbesitz, denn nur dieser erzielte nach ihrer Ansicht den „produit net", den höchsten Reinertrag.

---

[1]) Thaer, Neue Annalen d. Ldw. 1811 Bd. 1 S. 225.
[2]) Adam Smith, Wealth of nations etc. In Übers. von Garbe, Breslau 1794, I S. 11.

Thaers endgültige Stellung ist weder rein physiokratisch, noch rein smithianisch, er nimmt eine unabhängige Stellung ein, nämlich zwischen den Physiokraten und Adam Smith hält er die Mitte, oder mit andern Worten: sein Standpunkt ist der vermittelnde. Kleine wie große Wirtschaften haben, Zeit und Ort entsprechend, ihre Berechtigung. Von einem absoluten Vorzug einer oder der andern Form kann keine Rede sein. Demgemäß sind beide Formen unentbehrlich für die allgemeine Wohlfahrt. Der höchste „Reinertrag", welcher als Ausgangspunkt des Landwirtschaftsbetriebes nach Thaer zu gelten hat, kann bei beiden Formen des Grundbesitzes stattfinden, weil die Vorzüge jedes Systems nicht absolut, sondern relativ, d. h. an gewisse Verhältnisse und Bedingungen geknüpft sind. Da aber die Verhältnisse und Bedingungen an jedem Ort verschieden sich gestalten, so folgt logischerweise, daß die Form des Grundbesitzes, sei es nun eine „große" oder „kleine" Wirtschaft, nicht eine einzige, allgemeingültige sein kann. Thaer war ein zu guter Kenner des konkreten Lebens, als daß er alles unter eine Schablone hätte bringen wollen. Er war zu sehr vertraut mit der Kompliziertheit der Landwirtschaft nach allen ihren Modifizierungen hin. Fügen wir noch hinzu, daß sein Standpunkt überhaupt der der Relativität war, so liegt die Erklärung seiner Stellung zu der besprochenen Frage auf der Hand. Es muß noch daran erinnert werden, daß dies Problem bei Thaer volkswirtschaftlich, das heißt vom Standpunkte der landwirtschaftlichen Produktion betrachtet werden muß. In politischer Beziehung hat Thaer bekanntlich an der Agrarreform mitgearbeitet.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Untersuchung über Thaers Stellung zu kleinen und großen Wirtschaften zusammen, so ergibt sich: Kleine und große Wirtschaften sind beide zweckmäßig, je nach den Bedingungen, unter denen sie sich befinden. Es findet kein absoluter Vorzug statt. Das Entscheidende, Ausschlaggebende dieser oder jener Form des Grundbesitzes sind die örtlichen und zeitlichen Bedingungen, die Lage zum Markte und die jeweiligen Konjunkturen desselben.

Thaers Stellung zur Getreidezollpolitik.

Thaer liebt es, zur Begründung mancher seiner Ideen geschichtliche Momente und Erfahrungen anzuführen. Ganz besonders bringt er diese Methode bei seiner Stellungnahme zur Getreidezollfrage in Anwendung. Bei Besprechung derselben sagt er, daß es unbedingt nötig sei, um richtige Maximen für die Korngesetzgebung aufstellen zu können, in der Geschichte nachzusehen und aus ihr zu lernen. Insbesondere die Geschichte der englischen Kornlegislatur biete für

diese Frage reichhaltiges Material. Er gibt selber in längerer Ausführung [1]) ein Bild jener Periode, aus der hier ein kurzer Auszug wiedergegeben werden soll; es ist dies aus dem Grunde nötig, weil Thaer in die Schilderung der Geschichte seine eigenen Ansichten einstreut, und man daher, um diese zu würdigen, jene kennen muß.

Vor und im 14. Jahrhundert beschäftigen sich alle Kornpolizeiverordnungen in England, abgesehen von der Einführung eines allgemein richtigen Maßes, mit dem Verbote des Kornaufkaufes. Die Kornhändler oder Kornjuden, wie das Volk sie damals nannte, waren die bestgehaßten Leute im Lande. Und doch waren sie, wie Thaer sagt, nützliche Leute, die wahren Vormünder des Volkes. welche das Getreide ebenmäßig durch das Land und durch die Zeit von einer Ernte bis zur andern verteilten, die nach einer unzureichenden Ernte durch höhere Preise anfangs die Konsumenten zur Sparsamkeit zwangen, und dadurch Hungersnot am Ende des Jahres verhüteten. Warum aber haßte man diese Leute? Der König, die Lords und die Stadtobrigkeiten verloren durch den Kornhandel außerhalb der Märkte ihre Zölle und Gefälle, der Bürger meinte, die Vorkäufer müßten allein schuld sein, wenn der Landmann nicht einen Überfluß von Korn auf den Markt brächte, oder nicht mit den niedrigsten Preisen zufrieden wäre. Leben und Eigentum der Kornhändler waren zu Zeiten vor der Wut des englischen Pöbels nicht sicher.

Schwere Strafen ruhten nach Einführung des Zwischenhandelverbotes auf dem Kornzwischenhandel — man kann sich also denken, daß es keinem vermögenden und unternehmenden Manne einfallen konnte, diesen Haß und diese Strafen auf sich zu ziehen, und daß daher aller Zwischenhandel aufhörte, alle Kornböden wegfielen. Was war die Folge hiervon? Der Bauer mußte für nichts besorgter sein, als daß mehr Getreide in seiner Gegend gebaut würde, wie zur unumgänglichen Subsistenz nötig war. Denn, wurde sein nächster Markt mit Getreide überfahren, so konnte er sein Korn nicht los werden, er mußte unter Produktionspreis verkaufen; wenn auch in einer andern Gegend des Landes Hungersnot herrschte, so durfte es doch keiner wagen, Getreide in jene Gegend zu transportieren, Obrigkeit und Pöbel würden ihm die Lust schon ausgetrieben haben. Also: Der Landmann baute nur das allernötigste Korn, und dieser Umstand hatte in guten Jahren enormen Preisrückgang, in schlechten Jahren Hungersnot und dadurch insgesamt riesige Preisschwankungen zur Folge. In jenen Zeiten stieg oft das Getreide von einem Mittelpreise auf das Zehn- bis Achtzehnfache, und fiel dann wieder auf ein Viertel des Mittelpreises herunter.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts kam ein Schimmer Licht in diese kornpolitische Finsternis. Bei Erlegung eines gewissen Aus-

---

[1]) Thaer, Einleit. z. Kenntn. d. engl. Landwirtsch. 1801 Bd. 2 2. Abt. S. 114—252.

fuhrzolles ward die *Ausfuhr* gestattet, jedoch mit der Einschränkung, daß der König und sein Rat die Ausfuhr beschränken könne, wenn er es für gut befände. Und König und hochweiser Rat fanden es für vernünftig, in Rücksicht auf die ihnen sonst entgehenden Gefälle der inneren Märkte die Ausfuhr in der Regel zu verbieten und nur in seltenen Fällen Konzessionen zur Ausfuhr zu erteilen.

Mit dem Jahre 1436 sollte in diesem Zustand eine Erleichterung geschaffen werden. Es erschien eine Parlamentsakte „zur Aufhelfung des verfallenden Ackerbaues", worin Ausfuhrfreiheit erteilt wurde, wenn der Weizen nicht über 6 Schilling 8 Pence stände. Man fand dies so wohltätig für das Reich und für den Ackerbau, daß 1444 das Gesetz bestätigt und auf 10 Jahre verlängert wurde. *Hierbei hob sich der Ackerbau so sehr, daß der Getreidepreis in einer Reihe von Jahren wenig schwankte und immer auf einem mäßigen Standpunkte stehen blieb.* Es ist zu beachten, daß die *Einfuhrfreiheit* vom Auslande her *in keiner Weise beschränkt war. Die nachteiligen Folgen* dieses Verhältnisses sollten denn auch nicht ausbleiben. Da sich zu dieser Zeit auch der Ackerbau, ebenso wie die Industrie der Niederländer infolge größeren Kapitalreichtums ungemein hob, so wurden, wenn in England der Preis des Getreides infolge einer schlechten Ernte etwas stieg, sofort von Holland solche Massen Getreide eingeführt und gegen Wolle und halbfertiges wollenes Tuch eingetauscht, daß der englische Ackerbau nicht Preis halten konnte und vom Markte verdrängt wurde. Der Getreidebau wurde also wieder vernachlässigt und mehr Schafzucht getrieben, das heißt, extensive Wirtschaft auf Kosten der vorgeschrittenen intensiven Betriebsweise der englischen Urproduktion aufgedrängt.

Die Regierung sah ein, daß der Ackerbau durch die starke Getreideeinfuhr zugrunde gerichtet werde, und gab ein Gesetz, wodurch die Einfuhr von Getreide verboten wurde, solange bis der Weizen über 6 Schilling 8 Pence, Roggen über 4 Schilling und Gerste über 3 Schilling stände.

Dieses Gesetz nennt Thaer die *Morgenröte einer weisen Gesetzgebung in Ansehung des Kornhandels*, „sie waren der Samen des nachmaligen fruchtreichen Stammes, wozu der englische Ackerbau anwuchs", sie hätten den nachfolgenden Gesetzgebern einen Fingerzeig gegeben, „was sie zu tun hätten, um den Ackerbau zu heben, daß dieser eine Vermehrung der Menschenzahl, die daraus folgende Industrie und den Nationalreichtum in späteren Zeiten hervorbringen konnte."

Doch bei diesem guten Anlauf blieb man bald wieder stehen, ja man machte sogar wieder Schritte nach rückwärts. 1552 kam eine merkwürdige Akte heraus: Es ward die Einfuhr verboten, wenn der Weizen *auf* 6 Schilling 8 Pence stände, oder auch inländischen Weizen von einem Orte zum anderen zu fahren, oder ihn zum Ver-

kaufe aufzuschütten. Die Einfuhr war ja bei jenem Preise überhaupt verboten und die Ausfuhr gestattet. Es scheint hier nur auf das Wort „auf“ oder „über“ anzukommen. In der früheren, diesbezüglichen Akte hieß es, „bis der Preis über 6 Schilling 8 Pence stände, sei die Einfuhr verboten“; doch man muß berücksichtigen, daß der Münzfuß sich während dieser Zeit so verändert hatte, daß man nun aus einem Pfund Silber 60 Schilling schlug, während in der vorhergehenden Periode nur 37 Schilling 6 Pence darauf gingen. Auch war der Zinsfuß von 16% auf 12% gefallen. 6 Schilling 8 Pence galten (nach dem Münzfuß zu Anfang des 19. Jahrhunderts ausgerechnet) im Jahre 1463 1 : 15 : 2 Pfd., im Jahre 1552 dagegen nur 0 : 16 : 6, ein Preis, wofür in England kein Korn produziert werden konnte. Folglich ward das ganze damalige System über den Haufen geworfen, nicht nur die Produktion, sondern auch der Kornhandel bekam wieder einmal einen tödlichen Stoß, denn das Korn mußte unter Produktionspreis fallen, der Produzent mußte sich dazu bequemen, unter Produktionspreis zu verkaufen, wenn er überhaupt angesichts der billigen Preise des eingeführten Getreides seine Ware an den Mann bringen wollte.

Dieser Fehler war um so unverzeihlicher, weil seit 40 Jahren kein Kornmangel entstanden und der Preis immer sehr mäßig gewesen war. In den Jahren vor dieser Verordnung, die 1554 noch verschärft wurde, hatte der Preis des Weizens 8 Schilling betragen, war also zu wohlfeil für den Landmann gewesen, und doch beschwert man sich am Eingang der Akte über den „wundervoll teuren Preis, der durch den Kornwucher hervorgebracht würde“.

Hierzu äußert sich Thaer in längerer Darstellung, von der das Treffendste herausgehoben sei: „Diese kurzsichtigen Gesetzgeber“, so sagt Thaer, „wähnten also, das sicherste Mittel, Überfluß zu erhalten, sei: wenn man alles einheimische Korn zu Hause behielte, und soviel wie möglich vom fremden einführte. Es fiel ihnen nicht ein, daß gerade hierdurch auf die Folge teure Preise bewirkt werden müßten, indem der Ackerbauer kein Korn zum Verkaufe erzielen konnte, wenn das Korn weniger galt, als es ihn kostete; daß folglich Mangel und Hungersnot erfolgen müsse, wenn der Bauer dies fühlte und die Vorräte erschöpft wären. Den Unterschied des vormaligen und jetzigen Wertes derselben Nennmünze hatten sie vermutlich aus den Augen verloren; bedachten nicht, daß Tagelohn und alle Bedürfnisse den Landmann jetzt dreimal soviel kosteten.“

„Daß der Ackerbau sich hebe und einen Überfluß von Korn erzeuge, wenn immer ein freier offener Markt da ist; daß mit dem fleißigen Anbau des Feldes, mit der Verführung und dem Handel von Produkten mehrere Menschen nützlich beschäftigt werden; daß Menschen sich schnell vermehren, wenn Nahrungsmittel und Arbeit vorhanden sind, daß diese Menschen auf neue Industriezweige sinnen;

daß diese, sowie der Ackerbau selbst, dann mehr hervorbringen, als im Lande gebraucht werden kann; daß eine vorteilhafte Handelsbalanz für den Staat entstehe, und daß sein Reichtum und seine Macht anwachse, — daß sich folglich alles dies in größeren Staaten auf den emporkommenden Ackerbau gründe, dies war den Staatsmännern damaliger Zeit noch zu verwickelt, und ist den unsrigen zum Teil — zu einfach und natürlich."

Der Ackerbau dauerte aus Not und Gewohnheit in England noch fort, wenn auch immer kümmerlicher.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die Not jedoch unerträglich, in den siebziger Jahren trat fortdauernde Teuerung und Kornmangel ein, die Preise, welche bisher zwischen 3—8 Schilling geschwankt hatten, stiegen auf 45, 60, 80 Schilling, denn die Ausländer machten sich die englische Not zunutze. Innerhalb weniger Jahre betrug die Einfuhr von Korn 45 Millionen Livres Tournois. Das Erschrecken über den verfallenden Ackerbau war nun auf seiten der Regierung. Die Königin Elisabeth ordnete 1562 an, daß alle unbebauten Höfe bebaut werden sollten, widrigenfalls sie dem nächsten Erben, der sie bebaute, dann dem Gutsherrn, und endlich der Königin anheimfallen sollten. Auch erlaubte sie die Ausfuhr, wenn der Quarter Weizen nicht über 10 Schilling stände. Aber niemand hatte Lust, unter diesen Bedingungen die Höfe zu bebauen, und die Königin am allerwenigsten.

1570 erschien eine Akte „zur Beförderung des Ackerbaues und zur Vermehrung der Schiffahrt und der Matrosen". Thaer sagt über diese Akte: „Die Tendenz war gut, doch die Zusätze verhinderten alle Wirkung." Es ward erlaubt, Getreide auf englischen Schiffen mit englischer Bemannung auszuführen, wenn — die Ausfuhr nicht durch Regierung oder Distriktsobrigkeit untersagt sei. Die verschiedenen Magistratspersonen sollten nach einer Konferenz mit den Einwohnern ihres Distrikts aus eigenem Ermessen bestimmen, ob die Ausfuhr freizugeben sei, oder nicht. Das glich einem völligen Ausfuhrverbote, denn Einwohner und Magistratspersonen kaprizierten sich auf den alten Preis von 8 Schilling. Zudem war der Ausfuhrzoll auf 20% festgesetzt, und hierbei konnte der Engländer nirgends Preis halten.

1593 ward, um den Ackerbau aufzumuntern, die Ausfuhr erlaubt, wenn der Weizen nicht über ein Pfund stand. Nun stand aber der Preis 1594 auf 2 Pfund 16 Schilling, 1596 auf 4 Pfund, und 1597 auf 5 Pfund 4 Schilling. Dabei gestattete man die Ausfuhr, wenn der Kornpreis nicht über ein Pfund stände! „Solche Preise, sagt Thaer, „waren demnach die Folgen des durch Erschwerung des Kornhandels unterdrückten Ackerbaues und der Abhängigkeit von Fremden in Ansehung des notwendigsten Bedürfnisses. 1604 setzte man den Preis auf 26 Schilling 8 Pence, 1632 auf 32 Schilling fest, aber

immer mit einem Ausfuhrzoll von 2 Schilling; auch hob man die Strafgesetze gegen Aufkäufer auf, wenn der Preis nicht höher stände. Unter Karl II. wurde 1660 die Ausfuhr erlaubt, wenn der Weizen nicht über 2 Pfund stände, zugleich wurde aber eine Abgabe von 2 Pfund daraufgelegt. Dies glich wiederum beinahe einem Ausfuhrverbote, daneben aber wurde ein Einfuhrzoll von 2 Pfund auf jeden Quarter gelegt, wenn er am Einfuhrsorte nicht über 2 Pfund 4 Schilling galt. Stand also der Weizen und im Verhältnis anderes Korn im Lande niedriger, so glich diese Abgabe einem völligen Einfuhrverbote.

Diese Maßregel hätte den Landbau heben können, wenn man ihr nur hätte trauen dürfen, doch der Landwirt war durch das viele Laborieren an den Korngesetzen mißtrauisch geworden und versprach sich keine lange Dauer dieses Gesetzes.

Der Ackerbau verkam mehr und mehr. Alle Pächter und Bauern waren so verarmt, der Bedarf an auswärtigem Korn so groß und der Preis so hoch, daß man im Parlamente stutzig wurde. 1663 erschien eine neue Akte. Interessant ist die Einleitung, da sie zeigt, daß man im Parlamente den Ackerbau wohl zu schätzen wußte. Sie erkennt an, daß der Ackerbau eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdiene; um ihn zu heben, müsse man ihn einträglich machen. Eine große Menge Ackerland, die jetzt wüst und ertraglos daliege, könne sehr verbessert und mit großem Vorteil bebaut werden und dadurch Produktion wie Population sehr befördert werden, „wenn man sicher wäre, die darauf verwendeten Kosten und Arbeit wieder bezahlt zu erhalten“. Nachdem man zu dieser sehr richtigen und nützlichen Erkenntnis gekommen war, verordnete man folgendes: 1. „Wenn das Quarter Weizen nicht über 48 Schilling stände, sollte freie Ausfuhr erlaubt sein und keine höhere Abgabe als 5 Schilling 4 Pence davon bezahlt werden. 2. Bei obigem Preise solle jeglicher Kornhandel gestattet und die darauf ruhenden Strafen aufgehoben sein. 3. Wenn das Getreide den vorerwähnten Preis nicht übersteige, soll für das Quarter eingeführten Weizens nur 5 Schilling 4 Pence an Einfuhrzoll bezahlt werden.“ Der letzte Passus ist nun ein Monstrum. Es konnte doch unmöglich die Absicht der Gesetzgeber sein, die Einfuhr von Korn zu erschweren, wenn dasselbe teuer im Lande war, und wenn es billig war, die Einfuhr zu begünstigen. Es mußte bei dem dritten Satze das Wort „nicht“ zufälliger- oder hinterlistigerweise sich eingeschlichen haben. Wie vorher bemerkt, hatte man 1660 auf die Einfuhr einen Zoll von 2 Pfund gelegt, wenn der Preis nicht über 2 Pfund 4 Pence galt. Und nun bei niedrigen Preisen der niedrige Einfuhrzoll! Übrigens gab man in Schottland, wo man alle staatswirtschaftlichen Einrichtungen mit den englischen übereinstimmend machte, zur selben Zeit dasselbe Gesetz und ließ das Wörtchen „nicht“ aus. Die

Einfuhr dauerte also bei niedrigen Preisen lustig fort, und der Bauer saß nach wie vor auf dem Trocknen.

Die Ausgaben für fremdes Korn und der fortdauernde Verfall des inländischen Ackerbaues wurden aber nachgerade so empfindlich, daß man 1670 ein neues Gesetz erließ: „Akte zur Beförderung des Ackerbaues usw.“ Das ominöse Wörtchen „nicht“ ließ man jetzt weg, die hohe Einfuhrabgabe ward festgesetzt, wenn der Weizen unter 48 Schilling im Lande stände. Diesen effektiven Preisstand sollte der Preis auf dem nächsten Markte eines jeden Hafens bestimmen. Dadurch wurde der Zweck des Gesetzes wieder vereitelt, der Kaufmann, der Getreide einführen wollte, machte sich den ihm passenden Preis durch ein einfaches Börsenmanöver; er ließ sein eigenes Korn von Gehilfen zu hohen Preisen aufkaufen, nahm eine Bescheinigung hierüber auf und führte gegen niedrigen Zoll ein. Der englische Bauer war wiederum betrogen. Dieser Betrug wurde nun 1685 erschwert durch einen Zusatz: „Die durchschnittlichen Preise sollen durch Quartalssitzungen auf Eid mehrerer Personen, die aber weder Kaufleute noch Faktors sondern wohlhabende Pächter und Gutsbesitzer seien, bestimmt werden. So verbesserte man die Maßregel allmählich. 1686 ward man böse im Parlament, verbot alle Einfuhr gänzlich und ordnete die Zerstörung alles eingeführten fremden Korns an. Das half, die Preise fingen an, beträchtlich zu fallen.

Bei der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien erschien 1688 eine Akte: „Die Kornausfuhr zu befördern“. Galt der Weizen nicht über 44 Schilling, so betrug der Einfuhrzoll 40 Schilling, galt er nicht über 53 Schilling 6 Pence, so belief sich der Zoll auf 16 Schilling, und bei nicht über 80 Schilling sollte die Einfuhr bis auf eine kleine Zertifikationsgebühr frei sein. Ferner, und das ist das wichtigste, sollte, wenn der Weizen nicht über 48 Schilling stände (anderes Getreide nach Verhältnis), die Ausfuhr auf englischen Schiffen mit $^2/_3$ englischer Bemannung vollständig frei sein, und zudem für jedes Quarter Weizen (anderes Getreide nach Verhältnis) eine Prämie von 5 Schilling bezahlt werden. Man versuchte verschiedentlich das Gesetz zu umgehen, der Pöbel widersetzte sich der Ausfuhr, vernichtete die Kornfuhren, prügelte die Fuhrleute, zerstörte Kornmagazine, warf ganze Schiffsladungen Korn über Bord „und glaubte dadurch den Kornvorrat im Lande zu vermehren“. Man versäumte ferner die Preise auf die vorgeschriebene Art auszumitteln, ließ fremdes Korn fast zollfrei ein, unter dem Vorwande, daß die Preise nicht gesetzmäßig bestimmt wären, kurz, man suchte auf alle mögliche Art und Weise sich an dem Gesetze vorbei zu drücken. Doch man sah diesmal strenge auf die Durchführung dieser Akte und bestrafte die Schuldigen. Dies Gesetz hatte endlich die beabsichtigte Wirkung. Thaer nennt es „ein, wie der Erfolg lehrte, richtig berechnetes System, das Überfluß und mäßigere,

gleichere Preise, wie sie je bestanden hätten, zur Folge gehabt habe. Vermutlich hätten die Gesetzgeber selbst nicht einen solchen Überfluß an Getreide und Lebensmitteln erwartet".

Der Ackerbau hob sich also nach jener Akte ungemein. Der Preis des Getreides stieg anfangs höchstens um $^1/_4$ des Mittelpreises und fiel dann von 10 zu 10 Jahren immer mehr, obgleich Konsumtion und Reichtum immer mehr zunahmen. „Wer da weiß," sagt Thaer, „wie hoch man die Fruchtbarkeit eines Ackers bei einem guten Wirtschaftssystem und zweckmäßig daran verwandtem Kapital treiben kann: dem wird dieser Erfolg sehr natürlich erscheinen. Die meisten Staatsmänner und Schriftsteller über Staatswirtschaft kennen dies aber nicht, und beurteilen den Ackerbau nur so en gros, wie er landüblich getrieben wird. Wenn sie sonst erwägen wollten, daß durch einen tätigen Ackerbau — wie dies gewiß geschehen kann — statt sechs Körner neun Körner erzeugt werden können, und daß nach Abzug des Saatkorns und der Konsumtion des Landwirtes im ersten Falle drei, im letzteren sechs Körner, also das Doppelte, zum Verkauf kommen, so müßten sie sich leicht überzeugen können, daß ohnerachtet aller möglichen Ausfuhr, die ein Ackerbau treibendes Land nur haben kann, doch ein größerer Überfluß im Lande bleiben müsse, als vorher. Wenn nun dazu die neuen Urbarmachungen, die ein tätiger Haushalt unternimmt, kommen — denn Raum fehlt fast nirgends —, so wird man leicht einsehen, daß alle Ausfuhr nicht zureiche, um den Überfluß aus einem beträchtlichen Staate fortzuschaffen. Dazu gehört aber, daß das Gewerbe der Landwirtschaft einträglicher werde (als es z. B. bei uns in Niedersachsen — die letzten sechs Jahre etwa ausgenommen — gewesen ist), und daß der Wiederertrag des zu Verbesserungen verwandten Kapitals gesichert sei."

Sinkende Preise bei begünstigter Ausfuhr, Zufriedenheit und vermehrter Wohlstand der Landwirte bei sinkenden Preisen sind nach Thaer die Folgen, wenn man die Ausfuhr begünstigt. Daß der Ackerbau damals so sehr aufblühte, ist für Thaer durchaus kein Wunder, man schämte sich nun dieses Gewerbes nicht mehr. „Mit Kapital in den Händen und richtigen Begriffen im Kopfe, entlockte man nun allen Äckern einen bisher unerhörten Ertrag, wandelte unfruchtbare Wüsten in reiche Felder um, legte künstliche Wiesen an, verwandelte die Viehrassen, erfand bessere, den Kraftaufwand ersparende Werkzeuge. So entstand denn nach aufgehobener Einfuhr und reichlicher Versorgung des Inlandes die beträchtliche Ausfuhr.

	Einfuhr		Ausfuhr	
1711—1720	71 000	Quarter	449 193	Quarter
1721—1730	73 262	„	447 968	„
1731—1740	4 690	„	549 447	„
1741—1750	15 943	„	848 660	„
1751—1760	37 397	„	582 837	„

Die Einfuhr bestand meist in Hafer, die Ausfuhr in Weizen.

1757 änderte man zum ersten Male an dem weisen Gesetze von 1688; die vorjährige Ernte war sehr schlecht gewesen, statt der durchschnittlichen Ausfuhr von 848 660 Quarter waren nur 80 000 Q. ausgeführt worden, die Einfuhr betrug 161 301 Q. Der Abschlag belief sich auf rund 1 Million, dadurch wurde der auf 3 Pfund gestiegene Preis vollkommen gerechtfertigt; doch das Volk fing wieder einmal an zu revoltieren, zerstörte Kornfuhren und Kornmagazine; dazu kam der unglückliche Anfang des Krieges — die Regierung hatte alle Ursache, sich mit dem Volke gut zu halten —, und so verbot man denn bis zum 25. Dezember jede Ausfuhr, gab dagegen die Einfuhr frei.

Diese Maßregel nennt Thaer ungerechtfertigt, denn so groß war die Not nicht, die Einfuhr hatte die Ausfuhr nur um 87 301 Q. überwogen, und damit schien die Nation reichlich versorgt. Bei der geringsten Sparsamkeit hätte man das Defizit wieder gut machen können. Die Ausfuhr hätte von selbst aufgehört, und die Einfuhr hätte selbst bei dem alten System bei diesen Preisen stattgefunden. Wäre aber auch der Preis noch etwas höher gegangen, so hätte sich der Ackerbau, durch die Aussicht, schlechte Ernten desto besser bezahlt zu erhalten, so gehoben, daß das kleine Defizit auf immer gedeckt gewesen wäre. Wenn der Ackerbau nicht durch das alte System so kolossal in die Höhe getrieben worden wäre, welche Hungersnot würde wohl damals in England entstanden sein? Zufuhr von einer Million Quarter, die nötig gewesen, hätte damals unmöglich herbeigeschafft werden können. Diese erste Änderung am alten System war der Anfang vom Ende; man operierte noch eine Zeitlang hin und her, doch das Handelsinteresse siegte im Parlamente immer mehr über das landwirtschaftliche, es zeigte sich dies in der Gesetzgebung, es zeigten sich die Folgen im verfallenden Ackerbau. Wenn Zahlen reden, so genügt die Bemerkung, daß England 1796 innerhalb dreier Jahre $9^1/_2$ Millionen Pfund Sterling für fremdes Getreide ausgegeben hatte. Hierzu kam noch eine Menge Reis, die zum Brotbacken benutzt wurde, und eine Menge fremden Branntweins, der sonst auch aus inländischem Getreide hergestellt worden wäre, und im Jahre 1799 veranschlagte man im Parlamente die nötige Einfuhr für das Jahr 1800 auf $5^1/_2$ Millionen Pfund Sterling. Man suchte im Parlamente nach allerhand Gründen für diese Erscheinung; Thaer gibt als einzig richtigen Grund an: Verfall des Ackerbaues! Und weshalb verfiel der Ackerbau? Er schien nicht mehr vorteilhaft, verlor infolgedessen seinen Kredit und zog sich ohne Zweifel dadurch das veränderte System der Gesetzgebung zu.

„Erzwungen niedrige Preise sind eine Anleihe auf Wucherzinsen,“ sagt Thaer, „sie kommen einem Volke so wenig zugute, wie diese dem Verschwender. Wenn das Kapital in Schwelgerei und Trägheit vergeudet ist, so muß es durch Hunger und Not wiederbezahlt

werden. Erkünstelte hohe Preise sind bei einem betriebsamen Ackerbau und freiem Kornhandel unmöglich.“ Bei der furchtbaren Teuerung im Jahre 1800 wurde vor allem auf die bösen Farmer und Kornhändler, als die alleinige Ursache der Not, losgedroschen. „Jedermann schrie über eine allgemeine Verschwörung der Farmer und Kornhändler im ganzen Reiche. Man gab ihnen Schuld, daß sie ihr Getreide verderben ließen und zerstörten, um es nicht auf die Märkte zu bringen und so künstliche Teuerung und Hungersnot zu erregen. Man machte sie nach beliebter Art zu Jakobinern, welche mittelst der erregten Teuerung und Hungersnot die Regierung zu einem schimpflichen Frieden zwingen wollten.“ Ein besonders patriotischer Graf, Warwick nannte sich der Herr, verkündigte sogar seinen Pächtern in einem höchst entrüsteten Briefe, „er sähe ihr Betragen mit Abscheu an, er sei willens, andere Pächter an ihre Stelle zu setzen, wenn sie nicht ihr Korn sogleich zu Markte brächten und zu einem solchen Preise verkauften, der ihren Nebenkreaturen erlaubte, zu existieren, wobei sie immer noch einen größeren Vorteil hätten, als ihnen als Pächter gebühre“. Dazu bemerkt Thaer: „Die Farmers müßten ja samt und sonders toll geworden sein, wenn sie jetzt bei den schrecklich hohen Preisen nicht verkauften, da das Korn, wenn wirklich nur die Notdurft bis zur Ernte vorhanden wäre, bei den Aussichten zu einer besseren Ernte und zum Frieden, wahrscheinlich bald über die Hälfte im Preise fallen würde.“ Die Ursache des Kornmangels wird nach Thaers Erachten durch die Worte des Surveyer von Yorkshire völlig aufgedeckt. Dieser hatte schon vor ein paar Jahren gesagt: „Wir werden so lange fechten, hämmern und weben, bis wir kein Brot mehr zu essen haben!“

Thaer sagt noch hierzu: „Die Aufmerksamkeit, die Industrie und das Kapital der Nation ist dem Ackerbau in den neuesten Zeiten zu sehr entzogen worden, da Krieg, Handel und Manufakturen zu schnelle Mittel, reich zu werden, darboten. Die dem Ackerbau gewidmete Fläche ist im Verhältnis der Population zu klein, als daß sie anders als mittelst einer höchst industriösen Kultur das erforderliche Getreide liefern kann.“

Thaer entwickelt seine Ansichten nicht in zusammenhängender Darstellung, sondern einzelne, bei den verschiedenen Gesetzen eingeflochtene Bemerkungen müssen gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt werden:

Die Basis der inneren Stärke eines Staates, die Quelle alles Wohlstandes ist nach Thaer der Ackerbau. Da nun sinkende Preise der Ackerbauprodukte dem Landwirte durchaus keine Anregung zur intensiven Betreibung seines Gewerbes geben (also ganz der entgegengesetzte Standpunkt, wie ihn L. Brentano in seiner „Agrarpolitik“ pag. 144 vertritt, der „den Druck der auswärtigen Konkurrenz“ als einen An-

sporn zu intensiverem Betriebe in der Landwirtschaft darstellt), so liegt es auf der Hand, was ein Staat zu tun hat, um zu Wohlstand und Macht zu gelangen, resp. dieselben zu behaupten. Ein angemessener Preis für die Ackerbauprodukte ist nach Thaer in erster Linie zu erstreben, damit der Ackerbau die nötige Aufmunterung erfahre. Vor allem ist eins zu beachten: Thaer betrachtet hohe Getreidepreise gewissermaßen als ein Erziehungsmittel zu niedrigen Preisen; mit andern Worten: Ein gesunkener oder auf niedriger Stufe stehender Ackerbau bedarf unbedingt hoher Getreidepreise, um auf eine höhere Kulturstufe zu gelangen. Hat er diese durch das Mittel der hohen Preise erreicht, so wird es ihm möglich, auch bei sinkenden Preisen vorteilhaft zu produzieren.

Unbedingte Freiheit des Handels und Wandels will Thaer, unbeschränkte Kornein- und Ausfuhr, „laisser faire — laissez passez" auch in der Landwirtschaft, jedoch nur unter der Bedingung, daß diese Maxime überall beobachtet und nirgends eine Ausnahme gemacht werde. Hat man aber einmal bei irgend einem Gewerbe eine Ausnahme gemacht, so muß allen andern Gewerben, wenn sie es bedürfen, dieselbe Hilfe geleistet werden. Da man damals in England den Fabrikwaren bei Ausfuhr die sogen. Drawbaks (Rückzahlung des Ausfuhrzolles) bewilligt hatte, so seien solche auch für Getreideausfuhr nötig gewesen, sagt Thaer, denn auf welcher Ware ruhte damals eine höhere Taxe, als auf den Landbauprodukten? Der Landbau hatte die Armentaxe, die Landtaxe, den Zehnten und alle andern Auflagen, die der Bauer tragen mußte, zu ersetzen.

Ganz besonders ist nun Thaer für die Beförderung der Getreideausfuhr. In dieser Beziehung setzt er sich mit zwei englischen Nationalökonomen auseinander, nämlich mit John Steuart und Adam Smith. Von ersterem ist Thaer nicht sehr erbaut, er sagt von ihm mit anderen Worten, daß derselbe nicht viel von Landwirtschaft verstehe und infolgedessen falsche Rechenexempel angestellt habe. „Dächte sein sich in alles mischender Regent nicht mehr nach, so würde er den Ackerbau bald völlig zugrunde richten." Mit Smith ist Thaer, was die Kornpolitik betrifft, ebenfalls nicht einverstanden. „Hält Smith", so sagt Thaer, „für Fabrikwaren diese Prämien oder Rückgaben (die vorerwähnten Drawbaks) für nötig, so ist das englische Getreide ihrer noch weit mehr bedürftig, wenn England Getreide ausführen soll — was nun vielleicht nie wieder der Fall sein wird —. Denn bei einer Nation, die wie die englische, durch Bevölkerung, Kunstfleiß und Nationalreichtum in den Stand gesetzt ist, Fabriken mit größter Energie zu betreiben, bedürfen Fabrikwaren keiner Rückgabe. Der englische Fabrikant kann, wie die Erfahrung zeigt, ohnerachtet der Teuerung der Lebensmittel und Arbeit, seine Waren wohlfeiler geben, als jede andere Nation. Eine polnische,

russische oder ungarische Fabrik wird, ohnerachtet aller Wohlfeilheit des Landes, vorerst gegen keine englische aufkommen. Mit dem Ackerbau aber verhält sich's ganz anders. Der Russe und Pole wird sein Korn selbst in England im Durchschnitt wohlfeiler verkaufen können, als der Engländer. Warum? Das rohe Material der Fabriken läßt sich verfahren, und der Engländer hat die Gelegenheit und das Vermögen, es zu kaufen, besser wie der Russe und Pole, aber das rohe Material des Ackerbaues, der Grund und Boden, fehlt nach Verhältnis der Bevölkerung mehr wie in Polen und ist viel teurer. Smith würde hierauf antworten: „Nun, so ist es nicht gut, daß der Pole vorerst Fabriken, und daß der Engländer Ackerbau treibe.“

„Aber der Engländer“, sagt Thaer, „muß essen, und er kann mit polnischen Lebensmitteln nicht so leicht versorgt werden, wie der Pole mit englischen Fabrikwaren. Wollte man sagen, er solle nicht mehr bauen, als er gerade konsumiert, so bewiese das eine unverzeihliche Unwissenheit. Denn wenn eine Nation in schlechten Jahren die Notdurft heben will, so muß sie in guten Jahren Überfluß haben. Wenn dieser Überfluß aber nur mit Verlust abgesetzt werden kann, wenn sein Preis auf jedem Markte niedriger steht, als dem Engländer die Produktion kostet, so kann und wird er keinen Überfluß hervorbringen, und so wird Mangel in schlechten Jahren eintreten. Daher war eine Vergütung des Verlustes, oder die Ausfuhrprämie das einzige Mittel, die Nation in schlechten Jahren gegen Mangel zu schützen.

Eine freie Einfuhr des ausländischen Getreides aus solchen Ländern, wo dasselbe mit geringeren Kosten produziert werden kann, würde der Schiffahrt ohnerachtet, den Preis auf den englischen Märkten so herabgesetzt haben, daß ein betriebsamer Ackerbau nicht hätte bestehen können. Daher mußte, um diesen zu erhalten, die Einfuhr eingeschränkt werden. In seiner Gewerbslehre fordert Thaer sogar, daß die Regierung die Ausfuhr des Getreides[1]) in schlechten Jahren tätiger befördere, als den auswärtigen Absatz der Fabrikate.

Jedoch ist Thaer keineswegs so einseitig, dem Ackerbau allein alles Heil im Staate zuzuschreiben; er ist im Gegenteil dualistisch, Landwirtschaft auf der einen, Industrie auf der anderen Seite müssen mit gleicher Sorgfalt vom Staate gepflegt werden.

Fassen wir Thaers Anschauungen über Getreidehandelspolitik zusammen, so erhalten wir kurz folgendes: Vor allem verlangt Thaer einen guten und ganz besonders einen ständigen, nicht schwankenden Getreidepreis. Dieser wird schließlich von selbst zu niedrigen Preisen führen, indem durch die hohen Preise der Land-

[1]) s. dort § 94.

wirt instand gesetzt wird, ein besseres Kultursystem einzuführen, und dadurch einen höheren Reinertrag zu erzielen; hohe Preise führen endlich zu niedrigen, und zwar sowohl zugunsten der konsumierenden, als auch der produzierenden Bevölkerung.

Wenn Thaer einen freien Handel und Wandel fordert, mit andern Worten die laissez faire-Parole der Handelspolitik als Leitstern setzen möchte, so will er damit keineswegs das Eingreifen des Staates verwerfen, sondern nur gegen einseitige Gesetzgebung auftreten, weil die Gesetzgeber seines Erachtens nach meistens einseitig verfahren wären, indem sie das Geldinteresse auf Kosten des Landinteresses bevorzugten. Gegen diese Einseitigkeit allein sträubt sich Thaer; wenn der Staat in die Handelspolitik eingreife, so müsse er sowohl Landwirtschaft als auch Industrie schützen; eins auf Kosten des andern zu unterstützen, sei falsch. „Landwirtschaft und Manufakturen gehen nur Hand in Hand sicher vorwärts. Sie müssen mit gleicher Sorgfalt vom Staate gepflegt, in gleicher Höhe und Kraft nebeneinander erhalten werden. Um eins zu heben, das andere niederdrücken wollen, heißt: einen Fuß lähmen, damit der andere besser fortschreiten könne. Es ist ein frivoler Streit um den Vorzug der Fabriken und des Ackerbaues für die Staatswohlfahrt, den aber praktische und theoretische Staatsmänner in neueren Zeiten so häufig geführt haben.“ [1])

Thaers Stellung zur Grundrente.

Die Grundrententheorie war von jeher das „Schmerzenskind“ der Nationalökonomie. Mehrere Durchgangsstadien hatte sie zu durchlaufen, ehe sie eine präzise und genaue Begriffsformulierung annahm. Smith, Anderson, Malthus, Ricardo, Thünen und Carey, das sind die Namen, die aufs innigste mit der Grundrententheorie verknüpft sind.

In nachfolgender Ausführung muß es mir selbstverständlich fern liegen, die diesbezüglichen Theorien der hier genannten Autoren zu behandeln. Worauf es hier ausschließlich ankommt, ist die Stellung Thaers zu diesen Problemen.

Es muß von vornherein bemerkt werden, daß Thaer weder eine exakt ausgebildete Grundrententheorie aufgestellt, noch eine der alten sich ganz zu eigen gemacht hat. Finden wir auch bei Thaer Anklänge an verschiedene Theoretiker, so kann man bei näherem Eingehen auf seine Ansichten doch nicht verkennen, daß er eine

---

[1]) s. Thaer, Einleitung zu Kenntnis der englischen Landwirtschaft. 1801, Bd. 2 2. Abt. S. 162.

ziemlich selbständige, von den bisherigen Anschauungen abweichende Meinung über die Grundrente hat. Thaer gebraucht statt „Grundrente" meist den Namen „Landrente", welchen Ausdruck auch Thünen zu dem seinigen gemacht hat, und den er wohl von seinem Lehrer übernommen haben dürfte. Wenn wir Thaers Schriften, nicht nur seine zusammenhängenden Werke, sondern auch die hier und da verstreuten Bemerkungen genau ins Auge fassen, so erhalten wir ein klares Bild von seiner Auffassung der Grundrente. Ohne eine solche Zuhilfenahme wäre dies nicht gut möglich, denn man muß sich bei diesem Autor hüten, seine Ideen aus den Hauptschriften kennen lernen zu wollen, denn er hat vielfach in späteren, kleinen Arbeiten und Bemerkungen Gelegenheit genommen, seiner veränderten oder modifizierten Meinung Ausdruck zu geben.

Vorerst kommt nun hier in Betracht, was Thaer in seinen „Grundsätzen der rationellen Landwirtschaft" geäußert hat. Zum Verständnis der Thaerschen Ansicht über die Grundrente ist es unbedingt nötig, die Ideen Thaers über das Kapital bezw. das in der Landwirtschaft tätige Kapital kennen zu lernen.

Thaer versteht unter Kapital im allgemeinen Vermögen,[1]) ein jedes Gut, welches durch eigenen Gebrauch, oder durch Ausleihen an andere dem Eigentümer eine Einnahme oder Rente gibt. Er sieht davon ab, wie dies Einkommen bezw. Rente ursprünglich hervorgebracht wurde, ob durch die Wirkung der Natur, oder durch Arbeit, wie Smith, Ricardo und Carey definieren; die Entstehung der Rente wird von Thaer einfach dahingestellt, er geht nicht näher darauf ein.

Das im Ackerbau angelegte Kapital, sagt Thaer, ist nach seiner Bestimmmung dreierlei Art: das 1. Grundkapital, 2. das stehende Kapital, 3. das umlaufende oder Betriebskapital.[2])

Das Grundkapital ist dasjenige, wodurch sich der Landwirt „in Besitz eines Landgutes gesetzt hat oder setzen kann". Hierunter werden auch die Wirtschaftsgebäude und alles auf dem Boden Feststehende gerechnet.[2]) Dies ist die erste Kapitalskategorie des landwirtschaftlichen Gewerbes. Zur zweiten Kategorie zählt Thaer das stehende Kapital. Es besteht in dem Werte der zum Betriebe der Landwirtschaft notwendigen Dinge und ist zu deren Ankaufe verwendet worden.[2]) Sein Name drückt schon den Zweck des Kapitals aus — Inventarium. Schließlich das umlaufende oder Betriebskapital, womit das Gesinde, die Arbeiter, die anzukaufenden Gegenstände, das wechselnde Mastvieh usw. bezahlt werden, besteht in dem Geldvorrate, der in der Kasse vorhanden sein muß, oder in den Naturalvorräten, die man bereit liegen hat, um das betreffende Geld daraus lösen zu können.[4]) Von diesem

---

[1]) Grundsätze der rat. Ldw. I 24.
[2]) Ibid. S. 25.
[3]) Ibid. S. 26.

Kapitale muß auch die Unterhaltung des Inventars, das sich seiner Natur nach immer verschlechtert, bestritten werden. Endlich werden in der Regel daraus auch die Kosten gedeckt, welche zur Vermehrung des Grundkapitals oder zur Verbesserung des Gutes entstehen.

Das Betriebskapital ist nach Thaer die bewegende Kraft der ganzen Wirtschaft. Von demselben wird die Arbeit bedingt, welche eigentlich den Ertrag des landwirtschaftlichen Gewerbes hervorbringt. Daher steht der Ertrag nächst den Talenten und dem Fleiße des Betreibers, besondere Glücks- und Unglücksfälle abgerechnet, immer im Verhältnis zu dem Betriebskapital.[1]) Thaer meint, daß die Schwierigkeit, das Betriebskapital zu erhalten, die Höhe der Zinsen, die man dafür zahlen müsse, oder die Gelegenheit, mit seinem Kapitale in anderen Gewerben einen höheren Gewinn machen zu können, das sei, was die Landwirtschaft und folglich die Produktion des Grund und Bodens am meisten zurückhalte. Dagegen wird jede Erleichterung in der Beschaffung dieses Kapitals und jeder Anreiz, seine Kapitalien in diesem Gewerbe anzulegen, den Stand der Landwirtschaft am sichersten heben; und da hierdurch notwendig eine höhere Produktion bewirkt werde, so müsse durch die Wohlfahrt des Landmannes und durch den Gewinn, den ihm sein Gewerbe gibt — denn nur dadurch kann er bewogen werden, das erworbene Vermögen in seinem Gewerbe stehen zu lassen —, Überfluß und Wohlfeilheit der Produktion gegen die Meinung der meisten Kurzsichtigen bewirkt werden.[2])

Diese drei Kategorien des landwirtschaftlichen Kapitals geben verschiedene Renten. Das Grundkapital kann nach Thaer als ein mit höchster Sicherheit auf Zinsen gelegtes Kapital angesehen werden, und muß daher auch die Zinsen geben, die man von einem mit höchster Sicherheit ausgeliehenen Kapital erwarten kann, „ein mehreres“, sagt Thaer, „kann man von demselben nicht verlangen.“

Das stehende Kapital ist immer größeren Gefahren ausgesetzt, als das Grundkapital,[1]) da es Unglücksfällen ausgesetzt sei, bei denen der Eigentümer Gefahr laufe, das Kapital zu verlieren, weshalb man es häufig durch „Assekuration“ zu versichern pflege. „Wären die Zinsen des Grundkapitals zu 4 % anzunehmen, so müßten sie für dieses zu 6 % berechnet werden.“[1])

Das umlaufende oder Betriebskapital sei den größten Gefahren unterworfen, deshalb müsse es hohe Zinsen tragen und meistens zu 12 % angerechnet werden.[2])

Thaer schätzt zuerst den Grund und Boden ab, und dann setzt er die Zinsen fest, und nicht umgekehrt. Dies geschieht aus folgender Erwägung: „In England,“ sagt Thaer, „wo merkantilischer Kalkül

---

[1]) Grundsätze der rat. Ldw. S. 27.
[2]) Ibid. S. 27.

und Scharfsinn sich am meisten über alle Gewerbe verbreitet hat, nimmt man an, daß das Betriebskapital, worunter man aber daselbst das stehende Kapital mitbegreift, sieben- bis neunmal so stark sein müsse, als die Zinsen des Grundkapitals oder die Landrente. Wer ein Gut von jährlich 1000 Reichstalern pachtet, muß 7 bis 9000 Reichstaler disponibles Vermögen haben. Man berechnet dann den Gewinn seines Gewerbes nicht nach der Pacht, sondern nach diesem Betriebskapitale und nimmt an, daß man 12 % davon haben müsse, von 9000 Reichstaler also 1080 Reichstaler über die Pacht. Ist er Eigentümer, so zieht er vom reinen Ertrage erst jene Pacht oder Landrente ab, die er, ohne Wirtschaft zu betreiben, auch haben könnte, und das übrige rechnet er als Gewinn des Gewerbes. Er wird aber nie so fehlerhaft schließen: Weil mir die Wirtschaft auf diesem Gute 1080 Reichstaler einträgt, so ist der Kapitalwert des Gutes gleich der Summe, die ich durch Multiplikation mit 25 aus jenem Wirtschaftsertrage erhalte. Und hieraus erhellt, wie fehlerhaft es sei, aus dem Ertrage eines Gutes direkt auf dessen Wert zu schließen, wie dennoch bei den gewöhnlichen Anschlägen geschieht. Man sucht den Fehler zwar durch einen andern Fehler wieder auszugleichen, indem man den Ertrag weit geringer annimmt, als er bei einer gehörigen Bewirtschaftung sein könnte. Nichtsdestoweniger aber bleibt diese Veranschlagung unbestimmt, verleitend und von den nachteiligsten Folgen für das Gewerbe.“ [1])

Faßt man die hier dargelegten Ansichten etwas näher ins Auge, so muß man gestehen, daß sie etwas dogmatisch sind. Thaer erklärt uns nicht die Entstehungsgründe dieser Erscheinungen, führt auch keine Beweisgründe für seine Behauptungen an; es ergibt sich aus seiner Auffassung, daß er Zinsen von Rente nicht unterscheiden zu müssen glaubt. Der landwirtschaftliche Betrieb wird im großen und ganzen als kapitalistische Unternehmung betrachtet, welche Zinsen abwirft; dieses landwirtschaftliche Kapital ist nun, wie schon oben ausgeführt, dreierlei Art, Grundkapital, stehendes Kapital und umlaufendes oder Betriebskapital. Rente und Zins unterscheiden sich bei Thaer nicht prinzipiell, sondern graduell. Die Zinsen des Grundkapitals sind als die Smithsche Grundrente zu betrachten, indem Thaer die Wirtschaftsgebäude als mit dem Boden zusammengehörend betrachtet, während Ricardo und Thünen die Wirtschaftsgebäude von der Landrente trennen, weil beide eine andere Begriffsbestimmung der Landrente aufstellen. Insofern ist die Ansicht Thaers der Smithschen entsprechend, als sie die Zinsen der Wirtschaftsgebäude mit denen des Grund und Bodens als eine Kategorie betrachtet; sie ist aber ganz und gar nicht die Smithsche, indem sie die Zinsen des Ganzen in der Landwirtschaft tätigen Kapitals mit der Rente identifiziert.

---

[1]) Grundsätze der rat. Ldw. S. 28.

Es ist bereits betont worden, daß Thaer die Entstehung der Rente nicht erklärt hat, und dies ist dadurch erklärlich und begreiflich, weil er die Rente als Zins betrachtet. Allein, wir finden bei ihm einen Passus, der für unser Problem große Wichtigkeit besitzt. Thaer ist der Meinung, daß überhaupt der allgemeine Zuwachs der Bevölkerung dem Grundbesitz und dem Landbau bessere Aussicht für die Zukunft sichere.[1]) „Man hat zwar gesagt, meint Thaer, daß, weil jeder mit dem Landbau beschäftigte Mensch mehr hervorbringen könne, als er verzehre, so folge daraus, daß die Produktion sich um so stärker vermehren werde, je mehr Landbauer entstehen; daß mithin die Preise der Produkte dadurch nicht zunehmen würden, wo ein Teil dieser Menschen nicht anderweitige Beschäftigung erhielte."[1]) „Allein," antwortet er darauf, „wenn die Kultur des Bodens durch mehr darauf verwandte Arbeit zunimmt, so muß sein Wert steigen, und wenn der unfruchtbare Boden kultiviert wird, so muß der fruchtbare im Verhältnis dieser höheren Fruchtbarkeit eine höhere Rente geben."[1]) Wir haben hier bei Thaer einen Zug der Ricardoschen Rententheorie vor uns. Auch dieser glaubt, daß durch den Anbau des unfruchtbaren Bodens die Rente des fruchtbaren Bodens steige; allein, wir dürfen auf diese Analogie nicht allzuviel Gewicht legen, denn obwohl Thaer und Ricardo in diesem Punkte übereinstimmen, d. h. bezüglich des Steigens der Rente, so sind sie doch grundverschieden und himmelweit voneinander entfernt. Bei Ricardo steigt die Rente infolge der Kargheit des Bodens; bei Thaer hingegen verursacht die Fruchtbarkeit als solche die Rente des Bodens. Ricardo will durch diesen Kalkül die Entstehung der Rente erklären; Thaer liegt dies hingegen fern, denn darüber, ob der Anbau des Bodens vom guten zum schlechten Boden, wie Ricardo meint, oder umgekehrt vom schlechten zum guten, wie Carey sagt, übergegangen sei, finden wir bei Thaer kein Wort. Und ganz natürlich! Thaer hat eine „rationelle Landwirtschaft" für Landwirte schreiben wollen; sein Ausgangspunkt ist die Taxationslehre, die ja ihre Entstehung ebenfalls Thaer verdankt; er verlangt für jeden bebauten Acker eine Rente, indem er sagt: „Jeder Acker, der nicht mit zureichender Sicherheit die auf ihn verwandte Arbeit samt der Landrente zu zahlen verspricht, bleibe liegen."[2]) Also will er für jeden Acker eine Rente gesichert wissen; diese kann aber nur durch einen guten Getreidepreis erzielt werden.[2]) Allein nach Thaer führen schließlich gute Getreidepreise zu niedrigen,[3]) weil durch den guten Preis des Getreides der Ackerbau sich verbessern kann, indem der hohe Getreidepreis Einführung besserer Wirtschaftssysteme ermöglicht. In diesem Punkte trifft Thaer zusammen mit Anderson

---

[1]) Möglinsche Annalen der Landwirtschaft 1824 Bd. 13 S. 106.
[2]) Ibid. S. 117.
[3]) Einleitung zur Kenntn. d. engl. Ldw. Bd. 4 S. 143, 1802.

und Oncken,[1]) welche ebenfalls der Meinung sind, daß hohe Getreidepreise schließlich zu niedrigen führen, und zwar zugunsten der ganzen Gesellschaft. Mit fortschreitender Kultur führt also der hohe Getreidepreis zu niedrigen, die Rente wird aber nach Thaer sinken müssen, da er die Rente nach der Sicherheit des landwirtschaftlichen Kapitals abschätzt. Hat der Ertrag zugenommen, so vergrößert sich das Betriebskapital, aus welchem die Mittel für Meliorationen genommen werden; durch die Meliorationen usw. wird das Grundkapital wiederum sicherer, und da die Zinsen nach der Sicherheit abgeschätzt werden, so werden sie natürlicherweise sinken müssen. Nach Thaer trägt die Rente bezw. die Zinsen keinen Monopolcharakter. Schon in diesem Punkte unterscheidet er sich von Smith; aber dieser Unterschied geht noch weiter. Während nach Smith eine jede Vermehrung des wirklichen Wohlstandes der Gesellschaft unmittelbar zu einer Erhöhung der wirklichen Bodenrente führt,[2]) ist es bei Thaer umgekehrt, wie schon vorher bemerkt wurde. Nach Smith ist hohe Bodenrente Wirkung hoher Getreidepreise.[3]) Thaer steht hier schon auf dem Standpunkte, den nach ihm schon Carey einnahm, daß mit fortschreitender Kultur die Rente bis zu einem gewissen Punkte abnehmen müsse. Thaer sagt es nicht ausdrücklich, aber die Konsequenzen seiner Lehre dürften wohl in diesem Sinne gezogen werden.

Thaer hat, wie schon bemerkt, keine Rententheorie aufgestellt, und zwar jedenfalls deshalb nicht, weil er Rente als Zins betrachtete und hier den Standpunkt der Taxationslehre zugrunde legte. Nichtsdestoweniger nimmt er Stellung: Die Rente wird nicht und kann nicht verschwinden, weil sie nichts anderes ist als Zins für das in der Landwirtschaft angelegte Kapital. Dieser Zins ist niedrig, wenn das Kapital sicher ist, hingegen hoch, wenn es unsicher ist. Ist ein guter Getreidepreis erzielt, so führt er schließlich zu niedrigen Getreidepreisen, zu einer niedrigen Grundrente bezw. niedrigen Zinsen, weil die Sicherheit des in der Landwirtschaft angelegten Kapitals steigt. Die Sicherheit spielt, wie man sieht, die ausschlaggebende Rolle. Um sie zu erreichen, müsse zuerst ein guter Getreidepreis erzielt werden, welcher zur Verbesserung der Wirtschaftssysteme führt, was wiederum einen niedrigen Getreidepreis und eine größere Sicherheit zur Folge hat. Die bessere Sicherheit führt aber wieder zu einer niedrigeren Grundrente bezw. niedrigeren Zinsen für das landwirtschaftliche Kapital, und zwar zugunsten der ganzen Gesellschaft.

---

[1]) Aug. Oncken, Was sagt die Nationalök. als Wissensch. usw., Berlin.
[2]) Ad. Smith, Wealth of nations. Deutsch von Asher Bd. 1 S. 239.
[3]) vgl. Lexis, Handwörterbuch der Staatswissensch. 2 Aufl. Bd. 4 S. 881, Artikel Grundrente.

Das ist der leitende Gesichtspunkt, unter welchem wir Thaers Stellung zur Rente zu betrachten haben. Ob Thaer damit das Rentenproblem gelöst habe, ist eine andere Frage, mit der wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen haben.

Albrecht Thaer und Joh. Heinrich von Thünen.

> „Wenn irgend worin das Axioma gilt: Umstände verändern die Sache: so ist dies bei dem Feldbau und überhaupt bei allen ökonomischen Dingen, wo oft der kleinste Umstand die größten Veränderungen bewirkt."
>
> Annalen des Ackerbaues Bd. 1, 1806, S. 226.

Johann Heinrich von Thünen war bekanntlich ein Schüler Albrecht Thaers. Thünen sagt selbst: „Adam Smith war in der Nationalökonomie, Thaer in der wissenschaftlichen Landwirtschaft mein Lehrer.[1]) Zu wiederholten Malen hebt Thünen dies nachdrücklich hervor. Allein, wenn es wahr sein sollte, daß der große Schüler dem Meister Ehre und Ruhm verschaffe, so haben wir bei Thaer und Thünen jene Ausnahme vor uns, die ja die Regel zu ihrer Bestätigung verlangt. Man würde nicht zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß hier gerade das Gegenteil eingetreten sei, denn niemand hat soviel Veranlassung zur Verkennung der richtigen und wahren Auffassung Thaers gegeben, als eben Thünen.

Es gibt keinen größeren und gefährlicheren Gegner eines Meisters, als dessen Schüler, der ihn mißversteht und verkennt; denn die Nachwelt beruft sich meist auf den Schüler, in der Überzeugung, bei letzterem die Wiedergabe und Darstellung der Lehren des Meisters am richtigsten und treuesten anzutreffen. Viel bequemer und weniger zeitraubend ist ja diese Art der Kenntnisnahme irgendwelcher Theorien und Lehrmeinungen, jedoch wird auf diese Weise das Quellenstudium, das Studium der betr. Lehren aus erster Hand, aus den Werken und Schriften des Autors selbst, vernachlässigt. Vorliegende Abhandlung wird noch reichlich Zeugnis dafür ablegen, wie wenig man sich selbst auf die berühmtesten Schüler eines Meisters verlassen darf, wenn sie die Ansichten ihres Lehrers wiedergeben. Der Irrtum wird dann noch durch den Umstand vergrößert, wenn der Interpret die verkehrte Auffassung durch neue Deduktionen in die Höhe treibt. Das Falsche wird leicht zur gangbaren Münze, und hat der Irrtum sich einmal

---

[1]) s. Johann Heinrich von Thünen, Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie 3. Aufl. herausgegeben von H. Schumacher-Zarchlin, Berlin 1875, 2. Bd. 1. Abt. S. 3, Einleitung, auch 1. Teil S. 381 Bemerkg. 7 zu § 26.

eingenistet, so dürfte es meist sehr schwer halten, ihn auszutilgen, zu berichtigen.

Gehen wir nun zu unserm Problem über, bezw. der Stellung Thünens zu Thaer, so können wir den Kernpunkt desselben und damit zugleich auch den Hauptirrtum Thünens durch einen Ausspruch Richard Passows treffend charakterisieren. Letzterer sagt nämlich:[1])

„Man charakterisiert das innerste Wesen des ersten Teiles des isolierten Staates am besten, wenn man ihn eine Streitschrift gegen Albrecht Thaers und seiner Anhänger Lehre von der Fruchtwechselwirtschaft nennt, eine Streitschrift freilich, deren polemischer Ton durch die außerordentliche Verehrung, die Thünen seinem Lehrer Thaer entgegenbrachte, so sehr herabgestimmt wird, daß nur das aufmerksame Ohr ihn hie und da erklingen hört."

Der Streit besteht kurz in folgendem: Nach Thaer sei die Fruchtwechselwirtschaft vor den übrigen Ackerbausystemen absolut zu bevorzugen, während Thünen beweisen will, daß der Vorzug der verschiedenen Systeme kein absoluter, sondern lediglich ein relativer sei. Thünen sagt ausdrücklich: „Es findet also kein absoluter Vorzug der Koppelwirtschaft vor der Dreifelderwirtschaft statt, sondern es wird durch die Getreidepreise bedingt, ob dieses oder jenes Wirtschaftssystem in der Anwendung vorteilhafter sei. Sehr niedrige Kornpreise führen zur Dreifelder-, höhere Preise zur Koppelwirtschaft. — Bei einem Kornpreise, der so niedrig ist, daß in der Koppelwirtschaft die Kosten nicht mehr bezahlt werden, kann das Land durch die Dreifelderwirtschaft noch mit Vorteil angebaut werden."[2]) Dieses Relativitätsgesetz gilt für alle Systeme der landwirtschaftlichen Produktion, also auch für die Fruchtwechselwirtschaft.[3]) Das ist eben die Hauptidee, die Thünen seinem isolierten Staate (erster Teil) zugrunde gelegt hat. Es ist leichtverständlich, daß Rodbertus dieses Gesetz als das Gesetz der relativen Vorzüglichkeit jedes Wirtschaftssystems bezeichnet hat.[4]) Demnach hätten wir also bei Thaer und Thünen zwei entgegengesetzte Prinzipien vor uns, ins Praktische übertragen wird es lauten: Nach Thaer überall ausschließliche Fruchtwechselwirtschaft, nach Thünen hingegen hat jedes System, den Orts- und Zeitverhältnissen gemäß, seinen Platz. Thaers Ansicht ist eine starre Dogmatik, Thünens die der Relativität; Thaer setzt sich über Zeit und Ort, wie auch über alle Lokalverhältnisse hinweg, Thünen aber legt alle diese Faktoren seinem System zugrunde. Und in der That war es auch so von Thünen gemeint.[5]) Hiermit ist die angebliche Meinungsverschiedenheit

---

[1]) vgl. Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaften, Tübingen 1902, S. 3—4.

[2]) vgl. Isol. Staat T. 1 p. 116, Berlin 1875.

[3]) vgl. R. Passow in Zeitschr. f. d. ges. Staatswsch. S. 16 Anm., 1902.

[4]) Rodbertus in einem Briefe vom 29. Sept. 1840 an Thünen; vgl. H. Schumacher, J. H. v. Thünen, Ein Forscherleben S. 172, Rostock 1868.

[5]) vgl. Passow ibid.

zwischen Thaer und Thünen, bezw. wie Thaer von Thünen aufgefaßt wurde, gekennzeichnet. Es bleibt nun noch übrig, zu untersuchen, ob Albrecht Thaer wirklich absolut und an jeder Stelle der Fruchtwechselwirtschaft den Vorzug vor allen übrigen Systemen gegeben hat. Mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Auffassung steht und fällt natürlich die ganze Sache Thaers.

Schließlich entsteht noch die Frage: Hat Thaer überhaupt einen absoluten Standpunkt vertreten, oder läßt sich nicht vielmehr nachweisen, daß gerade Thaer es war, der den Standpunkt der Relativität in der Landwirtschaft aufgestellt und hervorgehoben hat?

Wir haben diese Frage an der Hand der Schriften Thaers, die bis zum Jahre 1826, dem Erscheinungsjahre des „isolierten Staates", veröffentlicht wurden, zu prüfen. Allein, man könnte nun noch geneigt sein, wenn die Werke von Thaer die Behauptungen von der angeblich absoluten Vorzüglichkeit der Thaerschen Fruchtwechselwirtschaft nicht rechtfertigen, einzuwenden: Da Thünen die Vorlesungen Thaers besucht hat, so ist es möglich, daß Thaer die ausschließliche Fruchtwechselwirtschaft gerade in den Vorlesungen allzusehr hervorgehoben hat. Was diesen Punkt anbelangt, von der Berechtigung eines Einwandes dieser Art ganz abgesehen, mag es vorläufig genügen, zu betonen, daß gerade in Thaers Vorlesungen sein Relativitätsstandpunkt mit großer Deutlichkeit hervortritt, wie sich dies im Laufe der Auseinandersetzung noch zeigen wird.

Zuerst muß die Frage gestellt werden: Was hat denn Thünen veranlaßt, seine Ideen über Landwirtschaft zu veröffentlichen. Diese Frage würde nicht aufgerollt werden, wenn sie nicht in innigem Zusammenhange mit dem uns hier beschäftigenden Problem stände. Es findet sich hierüber bei Thünen folgender Aufschluß: „Von Essens Aufsatz in den (Möglinschen) Annalen[1]) hat mich auf einmal so in Harnisch gebracht, daß ich den heroischen Entschluß gefaßt habe, meine Ideen über Landwirtschaft drucken zu lassen. Wenn mein Eifer nicht wieder nachläßt, so wirst du Ostern ein Buch von mir haben. Während hier eine Wechselwirtschaft nach der andern untergeht, herrscht sie despotisch in den Büchern. Aber noch nie sind in ihrer Wirkung so unsinnige Sätze angegeben, wie durch Herrn von Essen. Auffallend ist es, daß dies unter Thaers Augen geschrieben und gedruckt ist, und daß er dazu stillschweigt. Sollen die großen Zahlen auf dem Papiere die kleinen in der Wirklichkeit verdecken?"[2])

Zunächst sei hier bemerkt, daß Thaer zu dem betr. Aufsatze nicht stillgeschwiegen hat. Er hat die Abhandlung v. Essens in der „Vorerinnerung" als eine „merkwürdige, belehrende und vollendete

[1]) Dieser Aufsatz ist betitelt: „Der Übergang aus gewöhnlichen Dreifelderwirtschaften in eine nach Thaerschen Grundsätzen geordnete Fruchtwechselwirtschaft", veröffentlicht in den von Thaer herausgegebenen „Annalen des Ackerbaues" 1809.

[2]) vgl. Schumacher, J. H. von Thünen S. 33, Rostock 1868.

Schrift" bezeichnet.[1]) Jedoch gegen gewisse Sätze erhebt er Einspruch. Er sagt im nachfolgenden 2. Bande desselben Jahrganges der Annalen des Ackerbaues, daß von Essen oft zu weit ginge,[2]) und daß der Eckstein, worauf das ganze Gebäude beruhe, unzuverlässig sei.[3]) Thünen, welcher an diesem Aufsatze Anstand genommen und beschlossen hatte, gegen die angeblich „ausschließliche" Fruchtwechselwirtschaft Thaers aufzutreten, hätte doch das Vorerwähnte in Betracht ziehen müssen, zumal da er den „Isolierten Staat" 16 Jahre später erst der Öffentlichkeit übergab. Aber sei dem, wie ihm wolle, wenden wir uns einmal dem Aufsatze von Essens selbst zu, um ihn in bezug auf die relative Vorzüglichkeit der Ackergesetze, wie auch auf die Ausschließlichkeit der Fruchtwechselwirtschaft hin zu prüfen.

Es sei noch vorher bemerkt, daß hier die Zitate aus von Essens Aufsatz wörtlich wiedergegeben werden. Wenn sie etwas länger ausfallen, so liegt dies im Interesse der Beweisführung.

„Wir sind durch den Herrn Staatsrat Thaer belehrt" — sagt von Essen —, „daß eine mit Brachfruchtbau vereinte und mannigfaltig zu modifizierende Fruchtwechselwirtschaft, teils mit, teils ohne Stallfütterung, das sicherste Mittel ist, dessen wir uns zur Verbesserung solcher hilfsbedürftigen Wirtschaften bedienen können. Aber man würde durchaus irren, wenn man glaubte, derselbe wolle diese als ein einziges Wirtschaftssystem für alle Länder, für alle Bodenarten und für alle Lokalverhältnisse angewendet wissen, oder er gestatte es, irgend einen Wirtschaftsplan oder eine Fruchtrotation zuvor zu projektieren, um solche nachher dem Boden anzupassen. Er empfiehlt vielmehr, zuerst die Eigenschaften des Bodens genau kennen zu lernen; alle Lokalverhältnisse sorgfältig zu beurteilen, nach deren Beschaffenheit allein den allgemeinen Wirtschaftsplan zu bilden, darnach die Rotation der zu erbauenden Früchte zu bestimmen, unter Erwägung aller Hindernisse und veranstalteter Wegräumung derselben, zuletzt zur Ausführung zu schreiten. Er will die so sehr verschiedene Erdfläche nur als verschiedenes Material angesehen wissen, das der Landmann als Gewerbsmann mit allumfassender Sachkenntnis, durch ganz verschiedene Behandlungsweisen, zu mancherlei Zwecken bearbeitet, um dadurch den höchsten und nachhaltigsten Gewinn aus jeder kulturfähigen Bodenart zu erhalten. Kurz jeder Unterschied des Bodens, und das in Rücksicht des Landwerts, der vorhandenen oder nicht vorhandenen natürlichen Hilfsmittel, der Bevölkerung, der Arbeits- und Produktenpreise und des anzuwendenden Betriebskapitals so sehr verschiedene Lokal erfordert, nach dem Thaerschen System

[1]) vgl. Annalen des Ackerbaues Bd. 9 1809.

[2]) vgl. Thaer, Zur Berichtigung des von Essenschen Überganges aus gewöhnlichen Dreifelderwirtschaften in Fruchtwechselwirtschaft, Annalen d. Ackerb. Bd. 10 S. 518 1809.

[3]) Ibid. S. 525.

auch jedesmal eine andere Feldeinteilung, eine andere Art von Kultur oder Ackersystem, und eine andere Behandlungsweise. Um das einzig passende und zweckmäßigste Kultursystem ausfinden zu können, macht er seine Zuhörer mit allen Wirtschaftsarten, vorzüglich mit den Dreifelderwirtschaften, Koppelwirtschaften und den mannigfaltigen Wechselwirtschaften genau bekannt, lehret durch Wort und Tat sie nach rationellen Grundsätzen zu prüfen, ihre Vorteile und Nachteile, ihre Beschwerlichkeiten und Hindernisse erwägen; und zeigt ihnen, wie jene Wirtschaftsarten nach Verschiedenheit der Umstände, entweder einzeln oder teilweise zusammengeschmolzen, vervollkommnet zur Erreichung des höchsten reinen Gewinns, in jedem örtlichen Verhältnisse praktisch anzuwenden sind.“ [1])

„Daß es auf keine Weise“ — fährt von Essen fort — „mit dem Thaerschen landwirtschaftlichen System harmoniert, für jedes Lokal nur eine einzige allgemein passen sollende Wirtschaftsart anzuwenden, wird offen darliegen, wenn die Grundsätze des rationellen Ackerbaues im Druck erschienen sind . . .

Als Beleg dafür, daß nicht ein und dasselbe Wirtschaftssystem für jedes landwirtschaftliche Lokal anwendbar ist, bin ich so frei, einige Paragraphen aus diesem Werke, die der Verfasser seinen Zuhörern als Diktate zu seinen Vorlesungen mitteilt, hier anzuführen.“ [1]) von Essen führt drei Paragraphen an, die folgendermaßen lauten:

„Dieses Verhältnis des Arbeitspreises, gegen den Preis des Grund und Bodens, trägt zur Begründung der verschiedenen Ackersysteme vieles bei. Man kann diese in ihren Extremen die extensiven und intensiven nennen. Wo nämlich der Boden wohlfeil, die Arbeit aber teurer ist, da wird man eine gewisse Masse von Produkten auf einer großen Fläche, oder mit möglichst geringer Arbeit hervorzubringen versuchen müssen; — wo dagegen der Preis des Bodens hoch ist, Arbeit aber in genugsamer Menge und zu billigen Preisen sich darbietet, da wird man auf einer kleinen Ackerfläche denselben Wert von Produkten, durch verstärkte Anwendung der Arbeit zu erzielen suchen. — Wenngleich die Extreme von sehr wohlfeilem Acker und sehr teurer Arbeit, und umgekehrt in Deutschland selten oder gar nicht vorkommen, so sind doch mannigfaltige Gradationen dieses Verhältnisses in verschiedenen Provinzen und Distrikten vorhanden, die man bei der Einrichtung einer Wirtschaft wohl zu erwägen hat, um sich darnach für ein mehr oder minder intensives oder extensives Wirtschaftssystem zu bestimmen. Dort wird die Koppelwirtschaft mit langer Ruhe des Ackers und Weidedünger Arbeit ersparen; hier wird jährlicher Fruchtwechsel mit Futterbau und Stallfütterung die Arbeit vorteilhaft vermehren und, der

---

[1]) von Essen, Der Übergang aus gewöhnlichen Dreifelderwirtschaften in eine nach Thaerschen Grundsätzen geordnete Fruchtwechselwirtschaft, in Annalen d. Ackerb. Bd. 9 1809.

höheren Kosten ungeachtet, den reinen Ertrag beträchtlich vergrößern. Dieses gerechte Verhältnis zwischen Qualität und Quantität des Grund und Bodens, Arbeit und Düngung, begründet das Feldsystem. Wo man Arbeit und Dünger zu jeder Zeit, so viel man gebraucht, von auswärts her vorteilhaft haben kann, da bedarf es gar keines bestimmten Ackersystems, und die ganze Kraft des Ackerbaues beschränkt sich auf die Manipulation und auf die Auswahl der Früchte, welche der Acker in dem Zustande, worin er eben ist, am vorteilhaftesten tragen kann. In Wirtschaften, welche diese Vorteile haben, ist selbst die Verbindung der beiden Hauptzweige der Landwirtschaft. des Ackerbaues und der Viehzucht, nicht notwendig, sondern es kann jede für sich, und selbst vorteilhafter getrennt, für sich betrieben werden. Dies gehört aber unter die seltenen Fälle und findet nur in der Nachbarschaft großer Städte oder in höchst bevölkerten Gegenden statt." [1])

Nach den von Essen hier mitgeteilten Paragraphen aus einem Vorlesungsheft folgert er, daß nach den Grundsätzen Thaers Dreifelderwirtschaft sich denken lasse; [2]) von Essen kennt solche Dreifelderwirtschaften, von welchen er sagt: „In diesen Dreifelderwirtschaften, beim richtigen Betriebe der einzelnen Teile, wird wohl aus dem Gesichtspunkt rationeller landwirtschaftlicher Grundsätze wenig zu tadeln und nicht viel zu verbessern sein.[3])

von Essen wiederholt:

„Man wird aus dem bereits Gesagten sich erinnern, daß nur der Beschaffenheit des Bodens und der örtlichen Verhältnisse gemäß, für jedes Gut ein eigener Wirtschaftsplan entworfen werden müsse, und daß es den rationellen landwirtschaftlichen Prinzipien durchaus widerspricht, einen willkürlich abgefaßten Plan auf jede umzuändernde Wirtschaft anzuwenden. Es ist sonach auch unmöglich, hier den Übergang aus jeder Dreifelderwirtschaft in die bessere durch ein allgemein passendes Schema anzugeben."[4])

Wie wir sahen, ist bei von Essen von einem absoluten Vorzug der Fruchtwechselwirtschaft durchaus nicht die Rede; auch dürfte es nach ihm als unzweckmäßig betrachtet werden, überall das Fruchtwechselsystem anzuwenden; denn jedes System des Ackerbaues wird von Zeit- und Orts- und andern Lokalverhältnissen bedingt, also kann es sich um keinen absoluten Standpunkt handeln. In dieser Beziehung, d. h. was den relativen Standpunkt anbetrifft, hatte Thünen keinen Grund, über Thaer herzufallen. Damit ist die Veranlassung Thünens, gegen die angeblich ausschließliche Fruchtwechselwirtschaft Thaers aufzutreten, gekennzeichnet. Zugleich haben

---

[1]) Ibid. S. 538—540.
[2]) Ibid. S. 540.
[3]) Ibid. S. 540 ff.
[4]) Ibid. S. 542.

wir gesehen, daß Thaer schon in seinen Vorlesungen den relativen Standpunkt vertreten hat; also gaben auch die Vorlesungen Thaers seinen Zuhörern durchaus nicht die Berechtigung, ihren Lehrer des absoluten Vorzuges der Fruchtwechselwirtschaft zu zeihen.

Gehen wir nun zu Thaers Schriften selbst über, um sie inbezug auf das uns hier beschäftigende Problem zu prüfen.

Vor allem ist zu bemerken, daß wir uns auf den kleinsten Teil der Thaerschen Äußerungen beschränken müssen; es würde uns sonst zu weit führen, wollten wir hier alle bezüglichen Stellen mitteilen.

Zuerst wird uns seine „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft"[1]) beschäftigen. Thünen hat seinem Urteil über dieses Werk in folgenden Worten Ausdruck gegeben:

„Die Einleitung schrieb ein Mann von großem Geist, aber ohne praktische Kenntnis von der Landwirtschaft, Phantasie und Enthusiasmus stellten klar die Vorzüge einzelner Methoden dar; nachdem man sie gelesen, schien es leicht, sich über alle praktischen Landwirte zu erheben und in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden."[2])

Dies Urteil mag vielleicht davon herrühren, daß Thünens Schwager Schröder, der vor ihm Tellow, das spätere Besitztum Thünens, bewirtschaftete, nachdem er Thaers „Englische Landwirtschaft" gelesen, jubelnd gemeint hatte, die ihm so erwünschte Geldquelle gefunden zu haben, und nun, voller guten Hoffnungen, Fruchtwechselwirtschaft einführte. Aber die erwarteten günstigen Resultate blieben gänzlich aus, so daß Schröder in sehr bedrängte Lage geriet.[3]) Es wird sich aber noch herausstellen, daß Thaer auch in der Einleitung ganz und gar von dem Standpunkte der Relativität ausgeht. Hier hat Thünen, man darf wohl sagen, unwissenschaftlich verfahren, indem er das Mißverständnis seines Schwagers mit der Ansicht Thaers identifizierte. Man kann doch wohl nicht gut einen Autor dafür verantwortlich machen, wenn beschränkte Leser ihn mißverstehen und dann unglücklich wirtschaften; viel weniger noch darf man nach der Auffassung dieser Leser die Lehren des Autors beurteilen bezw. verurteilen.

Schon im Anfang der „Einleitung" macht Thaer darauf aufmerksam, daß in England die allgemein anerkannte höhere Landwirtschaft „modifiziert nach dem Boden und der Lage" ausgeübt werde.[4])

---

[1]) Die erste Auflage ist 1798 erschienen; wir zitieren nach der zweiten Auflage, deren beide ersten Bände 1801 erschienen, der 3. Bd. erschien 1804, Hannover.

[2]) vgl. Schumacher, J. H. von Thünen. Ein Forscherleben, Rostock 1868, S. 35.

[3]) Nach Passow (Methode der nat.-ökon. Forschung, J. H. v. Thünen) bei Schumacher, Forscherleben S. 43.

[4]) Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft S. 12 Bd. 1, Hannover 1801.

„Mit einigem Scharfsinne" — sagt Thaer — „wird man leicht unterscheiden können, was in jeder Gegend und jeder Wirtschaftsmethode Aufmerksamkeit und, unter gehörigen Verhältnissen, Nachahmung verdiene."[1]) Dies ist, wie mir scheinen will, doch wohl deutlich genug, Doch schärfer noch tritt sein Standpunkt hervor indem er sagt: „Denn es läßt sich die Art und Weise der Engländer, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, ohne jene Kenntnis nicht gehörig würdigen, und könnte uns entweder zu einer blinden, unsern Verhältnissen nicht angemessenen Nachahmung verleiten, oder unsern ebenso unbegründeten Tadel erregen."[2]) Man sieht klar genug, wo Thaer hinaus will: weder blinde Nachahmung, noch unbegründeten Tadel, sondern eigene, selbständige Prüfung und klares, richtiges Denken; denn: „nur für d e n k e n d e Landwirte schreibe ich", sagt er a. a. O. ausdrücklich.

Als Charakteristikum für Thaers Auffassung dürfte das oben Angeführte am besten dienen, indem er selber die „blinde Nachahmung" geradezu tadelt.

Wir vernehmen ferner von Thaer: „Man wird mir die Torheit nicht zumuten, hier ein positives, allgemein anwendbares Wirtschafts-System aufstellen zu wollen. Nein! ich bin weit von dem Gedanken entfernt, eine Maschine zu erfinden, die jeder nur mechanisch nachzumachen brauchte, und die für j e d e s Lokal passen sollte. Hätte ich je eine solche Idee haben können, so hätten mich die vielen Unterredungen und Korrespondenzen mit Landwirten aus den verschiedensten Gegenden davon geheilt, und insbesondere hätte mich der mündliche Vortrag, den ich meinen erfahrenen Zuhörern aus allen Gegenden, wo deutsche Sprache herrscht, tun mußte, gegen diese Einseitigkeit geschützt."[3])

In einem Kapitel, betitelt: „Über das Charakteristische der e n g l i s c h e n Landwirtschaft im Verhältnis gegen die d e u t s c h e", sagt er, daß er seine „Einleitung" „für denkende — nicht für unwissende, blindlings nachahmende Landwirte"[4]) schreibe, und daß man auf dem deutschen Boden die englische Wirtschaftsweise nur unter gewissen Modifikationen verpfanzen könne.[5]) Er betont ausdrücklich, daß die Verbesserung nur unter gewissen Umständen nützlich sein könne.[6])

Es könne ferner eine große Masse landwirtschaftlicher Kenntnisse unter einem Volke verbreitet, die Betriebsamkeit desselben sehr

---

[1]) Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft S. 12 Bd. 1, Hannover 1801.
[2]) Ibid. Bd. 2 Abt. 2 S. 4 Vorerinnerung.
[3]) Ibid. Bd. 3, Hannover 1804, Vorrede S. 10—11.
[4]) Ibid. Bd. 3 S. 10.
[5]) Ibid. S. 11.
[6]) Ibid. S. 11.

groß sein, ohne daß sich dieses aus der Benutzung des Bodens und der Stärke der Produktion so geradezu wahrnehmen ließe. „Fehlerhafte statistische und politische Verhältnisse", motiviert Thaer, „setzen der Energie des Landvolkes oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Es ist dann der schwerste Teil unserer Kunst, diese Verhältnisse so gut zu benutzen, oder vielmehr so unschädlich zu machen, wie es unsere Lage erlaubt. Wir müssen unsere Wirtschaftseinrichtung mit beständiger Rücksicht auf jene Verhältnisse drehen und wenden."[1])

„Kaum wird genau dasselbe Wirtschafts-System" — sagt Thaer — „was auf des Nachbars Hofe unverbesserlich ist, auf meinem Hofe in seinem ganzen Umfange das vorteilhafteste sein. Bei genauer Erwägung werde ich mich immer zu einigen Abänderungen veranlaßt finden, und eine jede sklavische Nachahmung wird ihre Fehler haben."[2]) Sehr häufig betont Thaer die Wichtigkeit der Lage eines Gutes, wie schon früher angeführt wurde; er wird nicht müde, das „blinde, mechanische Nachahmen" zu tadeln. Schließlich sei noch gestattet, eine Äußerung Thaers bezüglich der Brache anzuführen. Er sagt unter anderm folgendes:

„Man hat mir die Meinung zugeschrieben — und ich mag Veranlassung dazu gegeben haben — (nebenbei sei bemerkt, daß diese Zeilen mehr als zwei Dutzend Jahre früher veröffentlicht wurden, als der Thünen'sche „Jsolierte Staat"), daß ich die Brache in allen und jeden Fällen für unnötig und nachteilig hielte. Dies war indessen meine Meinung nie, denn ich weiß, daß es Fälle gibt, wo ein verwilderter Boden nur durch ein häufiges und durchdringendes Sommerpflügen wieder in Kultur gesetzt werden kann."[3])

Wie wir zur Genüge sahen, hat Thaer schon in seiner „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft" keineswegs die ausschließliche Fruchtwechselwirtschaft vertreten, vielmehr befürwortete er gerade den Standpunkt der Relativität.

Man hat den „Isolierten Staat" als eine Streitschrift gegen „Thaers und seiner Anhänger Lehre von der Fruchtwechselwirtschaft" bezeichnet.[4]) Der Grund zu dieser Stellungnahme Thünens ist nach vorgehendem nicht recht ersichtlich. Insbesondere wäre dies unerklärlich, wenn Thünen die vielen Äußerungen Thaers über Fruchtwechselwirtschaft im speziellen und Relativität im allgemeinen gekannt hat, wie diese so häufig sich in Thaers Schriften finden. Sehr charakteristisch sind einige Bemerkungen, die Thaer zu einem in den „Annalen des Ackerbaues" erschienenen Aufsatze von A. Hoff-

---

[1]) Ibid. S. 23.
[2]) Ibid. Bd. 3 S. 128.
[3]) Ibid. VI S. 307.
[4]) Passow, Die Methode der nat.-ökon. Forschungen J. H. v. Thünen, S. 3.

mann, Ilm, macht. In diesem Aufsatze sagt Hoffmann.[1]) „Man kann bei der Fruchtwechselwirtschaft, als Vorzug derselben vor der Dreifelderwirtschaft, sei es gesagt, die Umstände nie reiflich genug überlegen," man müsse die näheren Verhältnisse der verschiedenen Lokalitäten kennen lernen usw. Hieran knüpft Thaer eine längere Bemerkung, die ihrer Wichtigkeit wegen hier vollständig angeführt werden soll:[2])

„Ich weiß nicht, ob es der Sache (gemeint ist die Fruchtwechselwirtschaft) Vorteil getan hat, daß man ihr einen bestimmten Namen und damit das Ansehen eines positiven Systems gab.

Ich wollte nur aus den Erfahrungen, welche besonders die Engländer darüber gemacht hatten, Grundsätze abziehen, und diese durch rationelle Gründe bekräftigen, durch Beispiele erläutern, übrigens aber die Anwendung dieser Grundsätze auf das Lokale einem jeden nachdenkenden Wirte überlassen. Meine Absicht ist es nie gewesen, Leisten zu schnitzen. Ich habe das Wort Wechselwirtschaft in diesem Sinne erst später von andern annehmen müssen. Eigentlich bin ich gegen alle Systeme in allen Wissenschaften. Nach ihrer theoretischen Tendenz schränken sie das Denkvermögen ein und sind nur für schaale Köpfe, die gern schwatzen, nicht denken mögen. In praktischer Hinsicht müßte man einem jedem Menschen nach seinen Kräften und seinem Lokale ein eigenes System machen, wenn er es selbst nicht kann. In spekulativen Wissenschaften mag man damit tändeln; sie werden nie beträchtlichen Einfluß auf das bürgerliche Leben bekommen, zumal da in unsern Zeiten eins das andere über den Haufen bläst. Aber in praktischen Erfahrungswissenschaften, besonders der Arznei und Landwirtschaftskunde, wünschte ich die Systeme — oder vielmehr die Sekten, die ein solches System zu ihrem einzigen Credo machen — alle verbannen zu können. Verdienstlich, wohltätig für die Menschheit ist es, aus der Summe der Erfahrungen allgemeine Grundsätze abzuziehen, um diese dann wieder der Probe genauer Versuche zu unterwerfen. Dies aber ist noch kein System. Man kann auch Beispiele geben, wie man nach diesen Grundsätzen unter bestimmten Umständen zu verfahren und solche anzuwenden habe. Will man aber unbedingte Folgerungen daraus ziehen und positive Regeln daraus ableiten, so stößt derjenige, der uns diese vor Augen gestellt hat, allenthalben an, weiß sich nicht zu helfen und läuft mit dem Kopf gegen die Mauer. Gegen die Dreifelderwirtschaft habe ich mich, besonders als System, erklärt, als ein ganz Europa beherrschendes, für unverbesserlich geachtetes System, welches der Produktion im ganzen, eben der vielen Nebenhilfen wegen, die es haben muß, nachteilig ist. Daß sonst mancher

[1]) Annalen des Ackerbaues, herausgegeben von Albrecht Thaer, I. Jahrg. 1. Bd., Berlin, Wien 1805, S. 504—506.
[2]) Ibid. Anmk. 5 S. 504—506.

gescheute Landwirt, unter seinen Verhältnissen, und bei den nicht besser zu benutzenden Nebenhilfen, die seine Wirtschaft hat, nichts besseres tun könne, als bei seiner Dreifelderwirtschaft in der Hauptsache zu bleiben und von den Grundsätzen des Fruchtwechsels nur so viel anzuwenden, als seine Lokalität erlaubt, gebe ich sehr gern zu."

Das ist nun die Ansicht Thaers über Fruchtwechselwirtschaft und Dreifelderwirtschaft, über Systeme und deren Berechtigung bezw. Anwendung! Und nicht einmal der Name „Fruchtwechselwirtschaft stammt von ihm! — Das alles aber hinderte nicht, daß Thaer zum absoluten Fruchtwechselwirten gestempelt wurde; in eine Klasse oder Rubrik muß nun einmal jeder hinein, und Thaers Spottwort von den „. . . ianern"[1]) hatte nur zuviel Berechtigung, er fiel der Rubrizierungs- und Systemsucht der kleinen Geister selber zum Opfer. Irgend einem „. . . ismus" oder „. . . schaft" muß ja jeder angehören, auch Thaer entging diesem Verhängnis nicht.

In demselben Bande nimmt Thaer Gelegenheit, den Vorwurf des „Anglomanismus", der ihm ebenfalls gemacht wurde, zurückzuweisen. Spottend ruft er jemand, der eine Annäherung der südpreußischen Wirtschaft an die englische versuchen will, zu:

„Wenn es möglich ist, noch lieber zur chinesischen! — Ich verlange gar nicht, daß wir uns englische Wirtschaft im allgemeinen als das einzige und höchste Ideal aufstellen."[2])

Wenden wir uns nun den „Grundsätzen der rationellen Landwirtschaft"[3]) zu, um dieselben ebenfalls zu prüfen; es sollen hieraus jedoch nur einige wenige Stellen angeführt werden.

Auch in diesem Werke betont Thaer ausdrücklich die Notwendigkeit auf die Verschiedenheit[4]) der Verhältnisse und des Bodens bei der Wirtschaftsweise Rücksicht zu nehmen.[5])

„So wie man die Lehre von der Landwirtschaft"[6]) — sagt Thaer — „mehr wissenschaftlich zu behandeln anfing, es jedoch noch an einem richtigen Überblick aller Verhältnisse fehlte, sind daher auch die Meinungen über die vorteilhafteste Art des Feldsystems nicht bloß immer mehr geteilt worden — denn dies war natürlich, da die Verschiedenheit der Lage für jeden ein anderes Ackersystem vorteilhafter und ratsamer machen konnte, — sondern man hat sich über den Vorzug des einen vor dem andern im allgemeinen mit einem Eifer gestritten, der manchmal dem religiösen Sekteneifer gleich kam. Dieser Streit ward um so verwickelter, da die meisten die Verschiedenheit der Lage und Verhältnisse nicht beachteten und die

---

[1]) Annalen des Ackerbaues 1806 Bd. 3 S. 145.
[2]) Ibid. S. 527 Anm. K.
[3]) Die erste Auflage erschien 1809—1812, Berlin, 4 Bde.
[4]) Grundsätze I. 5,
[5]) Grundsätze I, 224.
[6]) Grundsätze I, 296 S. 286.

Gründe verkannten, worauf ein jedes Wirtschaftssystem — soll es diesen Namen verdienen — eigentlich beruht."

„Die bisher angegebenen Data" — so fährt er in demselben Zusammenhange weiter fort — „Verhältnisse und Berechnungen werden uns in den Stand setzen, die Hauptarten dieser Ackersysteme nicht nur, sondern auch ihre mannigfaltigen Modifikationen gründlich beurteilen und auch bestimmen zu können, auf welchem Areal und auf welchen Ortsverhältnissen ein jedes von ihnen unter jeder Modifikation das angemessenste sei, und den jedesmaligen Zweck des höchsten reinen Ertrages erreichen müsse."

Und mehr noch: nicht nur in Beziehung auf die Ackersysteme ist Thaers Standpunkt der der Relativität; ich verweise auf seine Stellungnahme bezüglich der Rentabilität der Pferde- und Ochsenarbeit, der großen und kleinen Güter; auch betreffs der Verwendung der verschiedenen Vieharten verfährt Thaer durchaus relativ. Er meint, daß der größere Vorteil der einen oder der andern Vieharten teils von Ort und Zeitverhältnissen, teils aber auch von der Industrie und Intelligenz, womit man eine jede behandele, abhänge.[1])

„Man hat die Schafzucht — sagt Thaer —, in Verhältnis der übrigen Viehzucht zuweilen zu sehr herabgesetzt, zuweilen zu sehr erhoben. Die Lokalitäten abgerechnet, die allemal über den höheren Vorteil der einen oder andern in konkreten Fällen entscheiden müssen, haben die Zeiten und die sich damit verändernden merkantilischen Konjunkturen einen großen Einfluß auf den mehreren oder minderen Vorteil der einen oder anderen Art gehabt."

Die merkantilischen Konjunkturen, die von den politischen abhängig seien, hätten schon seit längerer Zeit durch die hohen Wollpreise die Schafzucht begünstigt; bei der Frage, welche Viehart, Schafe oder Rindvieh, rentabler sei, seien außer den Gegenden auch noch andere Verhältnisse in Rücksicht zu ziehen, so insbesondere die Zeitumstände.[2])

Es erübrigt nun noch, Thaers „Leitfaden zur allgemeinen landwirtschaftlichen Gewerbs-Lehre"[3]) in Hinsicht auf das hier behandelte Thema einer näheren Prüfung zu unterziehen. Thaer hielt diese Schrift, welche nur ein Leitfaden für seine Berliner Vorlesungen sein sollte, für sein bestes Werk; er nannte sie „die Quintessenz aus den beiden ersten Teilen der rationellen Landwirtschaft".[4])

Hier hätten Thünen und alle Bekämpfer des „absoluten Fruchtwechselwirten" es sehr bequem gehabt, sich über den Gegenstand ihres Ärgernisses zu orientieren, und der Stein des Anstoßes wäre von selbst verschwunden, Thünens Freude über die kommende Zeit,

---

[1]) Grundsätze etc., Berlin 1812, Bd. 4 § 99 S. 391.

[2]) Ibid. Bd. 4 § 99 S. 392--393.

[3]) Dieselbe erschien in erster Auflage Berlin 1815. Wir zitieren nach der 2. 1836 Berlin erschienenen unveränderten Auflage.

[4]) W. Körte, Albrecht Thaer Leipzig 1839, S. 238.

wo „nicht mehr Autorität die Geister gefangen halte", wäre allerdings zu Wasser geworden und „die Krisis der Systeme" hätte sich nicht zu nahen brauchen.[1])

Bei der von Schumacher hervorgehobenen großen Vorliebe Thünens für die Thaerschen Schriften[2]) ist es unerklärlich, daß Thünen diese und alle die andern zitierten Stellen nicht gekannt haben soll.

Thaer meint in bezug auf die Fruchtwechselwirtschaft in seiner „Gewerbslehre" folgendes:

„Der Verfasser hat dieses, nach Orts- und Zeitverhältnissen mannigfaltig zu modifizierende und selbst eine jährliche Abänderung — jedoch mit Beachtung der Grundsätze — mehr als irgend ein anderes gestattende System (nämlich die Fruchtwechselwirtschaft) als das absolut vollkommenste, wodurch dem Mittelboden der höchste Ertrag mit den verhältnismäßig geringsten Kosten abgewonnen werden könne, verkündigt, und er wird um so weniger davon abweichen, da alles, was wohl- und übelwollend, mit Sorgsamkeit und mit Leidenschaft, mit Aufrichtigkeit und Schikane dagegen gesagt worden, entschieden auf Mißverstand oder Unverstand beruhet. Gegen wenige, durch offenbare Fehlgriffe verunglückte Versuche stehen so viele, trotz der Schwierigkeit der Zeiten, in ihrer vollen Herrlichkeit."[3]) Er fährt dann aber fort:

„Daraus aber, daß es das absolut, das idealisch vollkommenste System ist, folgt nicht, daß es das relativ beste für jeden sei: und hierin liegt der Irrtum; aber nicht durch meine Schuld, denn ich habe es oft und bestimmt ausgesprochen: daß Orts-, Zeit- und persönliche Verhältnisse seiner Einführung widerstreben können, und gegen Verkennung derselben und Übereilung immer gewarnet. Dieser ganze Vortrag weiset auf die Wege und Bedingungen hin, unter welchen jeder sich dem Vollkommensten nähern müsse, was er wirklich erreichen kann."[4])

Wir haben nun zur Genüge gesehen, wie fern der absolute Standpunkt Thaer lag. Wir müssen uns noch erinnern, daß selbst Thünen dem Ideal der Fruchtwechselwirtschaft gehuldigt hat, indem er unzählige Mal wiederholt: niedrige Getreidepreise führen zur Dreifelderwirtschaft, hohe Getreidepreise zur Fruchtwechselwirtschaft.[5]) Der Irrtum, den man in die Thaersche Auffassung hinein gebracht hat, ist dadurch entstanden, daß man das Ideal mit der Wirklichkeit verwechselt hat. Ähnliches finden wir bei den Physiokraten.

---

[1]) Schumacher, Forscherleben S. 36.

[2]) Ibid. S. 16.

[3]) Leitfaden zur allgemeinen landwirtschaftlichen Gewerbslehre, Berlin 1836, § 249 S. 163—164.

[4]) Ibid. S. 164.

[5]) Über Thünen vgl. Oncken, was sagt die Nationalökonomie als Wissenschaft über die Bedeutung hoher und niedriger Getreidepreise? Berlin 1901, S. 53—54.

Auch bei ihnen haben nur die falschen Nachbeter den „ordre naturel" mit dem „ordre positive" verwechselt.

Thaer selbst stand mit vollem Bewußtsein auf dem Standpunkt der Relativität, und in dieser Beziehung hat Thünen wirklich nichts Neues gesagt, und noch viel weniger ist er Thaer gerecht geblieben. Den besten Beweis für die Relativität Thaers liefert, abgesehen von den hier schon angeführten Stellen, die Thaersche Besprechung des „Isolierten Staates",[1]) welche sich, einige rein landwirtschaftlich-technische Beanstandungen ausgenommen, voll und ganz mit den Konsequenzen des Thünenschen Werkes einverstanden erklärt. Von einer Bekämpfung der Relativität ist nicht die Spur vorhanden. Die Ursache hiervon liegt aber auf der Hand. Thaer hatte nicht ahnen können, daß der „Isolierte Staat" gegen ihn gerichtet sein sollte, eben weil er selber auf dem Boden der Relativität stand. Er sah vielmehr in den Grundgedanken des „Isolierten Staates" die Fortbildung seiner eigenen Ideen und Lehren. Dem Thünenschen Werke aber spendet er so viel Lob, wie es eben im Bereiche der Möglichkeit Thaers lag. In seiner Rezension über den „Isolierten Staat" sagt Thaer folgendes:[2]) „. . . so bin ich nicht nur nach meiner Erwartung, sondern weit darüber hinaus befriedigt. Es ist ein Werk von solcher Tiefe und Fülle, von so leuchtender, sich über die ganze Sphäre der Landwirtschaft verbreitender Klarheit, daß ich ihm keins, im Fache dieser Wissenschaft, an die Seite zu setzen wüßte, außer v. Wulffens Schriften über die Statik des Landbaues."

Sonderbarerweise genügte einigen diese Kritik nicht, sie machen ihrem Groll gegen Thaer in Briefen an Thünen Luft; die betreffenden Stellen gibt Schumacher wieder.[3]) Einer von diesen Übereifrigen ist nun von einer etwas merkwürdigen Logik; Lukas Andreas Staudinger ist sehr ungehalten über Thaer und redet wieder von dessen „früheren unbedingten Anpreisung der englischen Wirtschaftsart, insbesondere der Fruchtwechselwirtschaft".[4]) Dann aber findet sich in der Thünen-Biographie ein Brief, der die Schumachersche Behauptung von der ungenügenden Rezension Thaers nicht recht zu stützen geeignet ist. Es ist dies ein Brief desselben Staudinger, der vorher so böse über Thaer war, und dessen Brief über eben dieselbe Rezension handelt. In demselben[5]) heißt es wörtlich: „Da hörte ich (in den Mögl. Ann.) Thaer Dein Werk fast so preisen und erheben, wie ich es im Hamburger Korrespondenten ausposaunt hatte, den Du phlegmatischer Mathematikus nicht einmal gelesen

---

[1]) 67 S. umfassend in den „Möglinschen Annalen d. Landw.", Berlin 1827, Bd. 19 S. 1—67.

[2]) Möglinsche Annalen 19. Bd. 1827 S. 2.

[3]) Schumacher, Forscherleben.

[4]) Ibid. S. 55.

[5]) Ibid. S. 89.

hast. Der Baron las mir zwei Stunden aus dieser Thaerschen Rezension Deines Werks vor, und gestern abend haben wir die Lektüre erst beendigt. Gewiß ist es, daß Deinem Werke dadurch ein Dienst geleistet worden ist, den man nicht hoch genug anschlagen kann, denn durch Thaers Empfehlung kommt es in die Hände derjenigen, welchen, wie ich in meiner Anzeige sagte, eine Stimme bei der Verminderung der Auflagen zusteht.“ — Dies zur Charakteristik der Art und Weise, wie man häufig gegen Thaer vorging.

Unsere Skizze wäre nicht vollständig, wenn wir nicht eines Umstandes noch erwähnten. Im Zeitalter Thaers sehen wir im landwirtschaftlichen Betriebe zwei entgegengesetzte, geradezu extreme Wirtschaftsweisen. Die eine, auf dem alten Wirtschaftssystem beharrend, will von den Neuerungen absolut nichts wissen. Dies hat Thaer am trefflichsten in seiner „Einleitung zur Kenntn. d. e. Ldw.“ geschildert. Die andere Weise beschäftigt sich mit der „mechanischen blinden Nachahmung“ der neuen Wirtschaftsart. Gegen diese beiden einseitigen Richtungen kämpfte Thaer, er wies jedem System seinen Platz an. Das war die große Tat des genialen Reformators der Landwirtschaft. Nur Thaer allein konnte dies beginnen, weil er in Wirklichkeit vom Standpunkte der Relativität ausging, indem er die Mannigfaltigkeit der mitwirkenden Verhältnisse und Bedingungen seinem System zugrunde gelegt hat. Und wenn blinde Nachbeter Thaers seine Lehre falsch ausgelegt haben, und Thünen ungerechterweise gegen Thaer auftrat, so bleibt uns dies nur auf das „errare humanum est“ zurückzuführen. Thaer selber hat an diesem „errare“ keine Schuld, er hat häufig genug, wie schon erwähnt, seinen Standpunkt klar dargelegt und vor blinder Nachahmung gewarnt.

Wenn wir nun Thaer von einem Vorwurfe entlasten müssen, der, sei es direkt oder indirekt, durch die ganze nachfolgende literarische Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte gegen ihn erhoben worden ist, so soll doch auch nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß wir dem geschilderten Mißverständnisse die Existenz eines der wichtigsten ökonomischen Werke verdanken, nämlich die des „Isolierten Staates“ von Thünen. Es tut diesem Werke keinen Eintrag, daß es nunmehr nicht als Gegensatz, sondern als Ergänzung der Thaerschen Theorie erscheint. In diesem Sinne mögen die vorstehenden Erörterungen aufgefaßt werden.

Der Thünensche „Isolierte Staat“, oder wie Passow sagen zu müssen glaubte, „die Streitschrift gegen Thaers absolute Fruchtwechselwirtschaft“, war lediglich an die falsche Adresse gerichtet. Der „Absolutismus“ der Fruchtwechselwirtschaft existierte bei Thaer nicht, wohl aber lag der Gedanke an etwas Ähnliches in der Luft, und dieser Zug des „Absolutismus“ ging von den „Physiokraten“ aus, deren „grande culture“ nichts weiter als Fruchtwechselwirtschaft ist, und deren absolute Gültigkeit zur Erzielung des

„produit net", bezw. des „höchsten Reinertrags" im Thaerschen Sinne von den Physiokraten gepredigt wurde [1])

Zum Schlusse dieser Abhandlung sei noch bemerkt, daß Thünen zu seiner negativen Rente durch Thaer gekommen ist, indem Thaer in seiner Besprechung [2]) des „Isol. Staates" schon darauf hinwies, daß nach der Rentendefinition Thünens ein negativer Bodenwert vorkommen könne. Die negative Rente Thünens findet sich in der ersten Auflage des „Isolierten Staates" nicht vor, wohl aber in den späteren. Wie man sieht, ist Thünen von Thaer angeregt worden, und Thünen hat dann seine negative Rente erst später bearbeitet. Merkwürdig aber ist es, daß Thünen von dieser Anregung gar nicht spricht.

Adam Müller und Albrecht Thaer.

> „Fast alle Verfassungen, wenn wir etwa die einiger griechischer Republiken und der römischen ausnehmen, sind nicht durch Weisheit, sondern durch das Schicksal, welches sein Spiel wunderbar mit den Leidenschaften der Menschen treibt, gebildet, und die Institutionen des Mittelalters machen davon, wie einige Kenntnis seiner Geschichte beweist, keine Ausnahme. Indessen ist es ein beseligender Glaube, daß dem blinden Schicksale ein Plan höherer Weisheit unterliege, um die Menschheit im ganzen durch manche Umwege zur Vollkommenheit hinzuführen. Und so mögen die Institutionen des damaligen Zeitalters jenem hohen Zwecke auch angemessen gewesen sein. Aber für unser Zeitalter sind sie es nicht mehr, und wir würden dem Geiste desselben — der, er werde durch Leidenschaften oder durch Vernunft getrieben, nicht minder im Plane der Gottheit liegt — mit einem unseligen Erfolge entgegenstreben, wenn wir sie, trotz selbigem, zu erhalten versuchen wollten. Wir haben weder die Tugenden noch die Laster, weder die Stärke noch die Schwäche jenes Zeitalters mehr; wir haben andere Laster und Tugenden, andere Schwächen und andere Stärke, es werden andere Institutionen notwendig um unsere Tugenden und Kräfte zu benutzen, und vor unsern Lastern und Schwächen uns zu sichern."
>
> A. Thaer
>
> Annalen des Ackerbaues Bd. 11 1810 S. 474—475.

Einen Dogmenstreit vor 100 Jahren könnte man vorliegende Abhandlung betiteln, und bei dem gegenwärtig zunehmenden Interesse für die älteren Dogmen und Lehren der Nationalökonomie dürfte es wohl als zweckmäßig betrachtet werden, diesem Streite eine besondere Abhandlung zu widmen, zumal da er zwischen zwei so angesehenen und einflußreichen Männern wie Adam Müller und Albrecht

---

[1]) s. Aug. Oncken, Entstehen und Werden der physiokratischen Theorie, Sonderabdruck aus der Vierteljahrschr. für Staats- und Volkswirtschaft, herausgegeben v. Kuno Frankenstein, S. 62, 66; ferner A. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, Leipzig 1902, S. 323.

[2]) Möglin. Ann. Bd. 19 1827 S. 10—11.

Thaer ausgefochten wurde. Bekanntlich haben diese Männer, freilich jeder auf seinem Gebiete, für die Wissenschaft neue Wege gebahnt. Der erstere, unter den sogen. „national - ökonomischen Romantikern“ der bedeutendste, durch seine Beeinflussung der deutschen Nationalökonomie bezw. der historischen Methode im 19. Jahrhundert, während der letztere, um mit Thünen [1]) zu sprechen, „der Begründer der wissenschaftlichen Landwirtschaft“ war.

Es ist von vornherein zu betonen, daß es sich im folgenden nicht um eine Parteiergreifung, ein pro oder contra für den einen oder anderen handelt. Wir beschränken uns lediglich auf eine objektive Darstellung und Wiedergabe des Streites, ohne dabei einer persönlichen Meinung bezw. einem Urteil darüber Ausdruck zu geben. Nicht willkürlich wurde diese Art der Darstellung gewählt, sondern in der bestimmten Absicht, die objektiv-wissenschaftliche Klarlegung nicht durch Parteilichkeit zu trüben (eine Parteilichkeit, in die man um so leichter hätte verfallen können, da Müller verschiedentlich rein landwirtschaftlich praktische Erwägungen zur Stützung seiner Position heranzieht, Ausführungen, die zur Kritik und Parteiergreifung geradezu herausfordern). Und geht man vollends von der geschichtsphilosophischen Betrachtungsweise aus, so kann es sich hier, d. h. bei diesem Streite, ebensowenig um ein absolutes „für“ als absolutes „gegen“ handeln. Jeder der beiden Gegner kann in bestimmten Grenzen für bestimmte Verhältnisse recht behalten. Aber diese Grenz- und Verhältnisfeststellung wird von dem voreingenommenen Parteistandpunkte nicht unbeeinträchtigt bleiben können. Hier wird das rein Subjektive tonangebend bleiben.

Bevor wir zu unserer Darstellung übergehen, haben wir einen in seiner Fassung etwas gehässigen Angriff, der auf Adam Müller mit Unrecht gemacht wurde, abzuweisen. Derselbe stammt aus der Feder des Biographen und Bruder des Schwiegersohnes von Thaer, nämlich von Wilhelm Körte. Indem der letztere auf Adam Müller zu sprechen kommt,[2]) sagt er, Müller nach sei die Dreifelderwirtschaft auf die „heilige Dreieinigkeit“ begründet! Dabei verweist Körte auf die „agronomischen Briefe“ im „Deutschen Museum von 1812“. Dieser Ausdruck kommt weder an dem verwiesenen Ort noch sonst irgendwo bei Müller vor. Vorhanden ist dieser Ausdruck wohl, aber nicht bei Adam Müller, sondern bei dem königlich preußischen Landrat Wilhelm von Schütz [3]) in einem „Sendschreiben an den Hofrat Ad. Müller“, das ebenfalls im „Museum“ veröffentlicht wurde. Schütz sieht die Dreifelderwirtschaft „abgeteilt nach der

---

[1]) vgl. dessen „Der isolierte Staat etc.“ S. 3 Einleitung II. Teil I. Abt. 3. Aufl., Berlin 1875.

[2]) vgl. dessen „Albrecht Thaer“ S. 106 Anm., Leipzig 1839.

[3]) vgl. „Das deutsche Museum“, herausgeg. von Fr. Schlegel, Bd. 2 S. 158, Wien 1813.

Dreyheit in Gott". [4]) Aus leichter Hand hat Körte einen Satz, der in einem Briefe an Müller vorkommt, mit einem Briefe Müllers selbst verwechselt, zumal alle diese Briefe, d. h. sowohl die von Müller als auch die von Schütz, in einem und demselben Jahrgang des vorgenannten „Deutschen Museums" zum Abdruck gelangten.

Wenn wir nun zum Streite „Müller—Thaer" übergehen, so bedarf es zuvor noch einer kurzen Bemerkung. Man könnte meinen, indem wir von einem Streite zwischen Müller und Thaer sprechen, daß Thaer mit Müller in einer Polemik sich auseinandergesetzt hätte. Allein dies ist nicht der Fall. Thaer hat auf die Angriffe und die Polemik Müllers in einer besonderen Abhandlung nicht geantwortet. Wohl aber finden wir hier und da gelegentlich zerstreute Bemerkungen über den Standpunkt von Müller. Dieselben enthalten zum größten Teil nicht einmal den Namen Müllers, beziehen sich aber auf dessen Meinungen, wie dies für den, der sich mit dieser Kontroverse näher befaßt, leicht wahrzunehmen ist. Diese Nichtauseinandersetzung von seiten Thaers mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, doch wird dies Verhalten wohl begreiflich, wenn man das große Ansehen und die Autorität im Auge behält, deren Thaer sowohl in Regierungs- und Fachkreisen als auch unter den Landwirten sich bewußt war. Thaer hat es wahrscheinlich nicht für nötig gefunden, sich mit Adam Müller auseinanderzusetzen, denn in theoretischen Streitigkeiten kommt es nicht sowohl auf die Person des Streitenden an, als vielmehr auf den theoretischen Kernpunkt der Sache selbst. Was das letztere anbetrifft, so war die Sache Thaers nach allen Seiten hin so gut wie gesichert. Müller mit seinen Anhängern hat die Theorie Thaers nicht erschüttern können. Und in der Tat hat Thaers Ansicht, wie wir wissen, auch in der Praxis gesiegt; es sei nur an die Reformen Stein-Hardenberg erinnert, an denen Thaer tätigen Anteil hat. Daß Thaer Adam Müller nicht direkt geantwortet, hat zum Teil auch darin seinen Grund, daß ersterer ein Gegner des Polemisierens war; er antwortete auf Angriffe, die gegen ihn gerichtet waren, überhaupt nicht, oder nur in den allerseltensten Fällen. Seine Freunde haben ihm hieraus häufig einen Vorwurf machen wollen, doch er war der Ansicht, daß man die auf Streitereien verwandte Zeit nutzbringender anwenden könnte.

Wir gehen nun zu dem hier vorgesteckten Problem über,

Vorerst haben wir es mit den „agronomischen Briefen" Adam Müllers zu tun. Er beginnt damit, daß die Verschiedenheit [1]) zwischen den Wirtschaftsbedingungen Englands und denen des kontinentalen Europa auch zu einer verschiedenen Wirtschaftsweise führen müsse. Alle landwirtschaftlichen Gebiete seien in England durch Natur und

---

[1]) Ibid. S. 166.

[2]) vgl. Adam Müller, Agronomische Briefe I, Deutsches Museum Bd. 1 S. 54—55, Wien 1812.

Kunst in Nachbarschaft gebracht worden, während die kontinental-europäischen isoliert seien. Diesen Vergleich zieht Müller natürlich deswegen, weil die rationelle Landwirtschaft von England nach dem Kontinent herübergebracht worden ist. Es gibt also nach A. Müller zwei Gattungen von Wirtschaften: ,,solche, die fast ganz in sich ruhen, von sich selbst zehren, und also vom Welthandel und seinen Schicksalen unabhängig sind; und dann solche, die von einem bestimmten Markt und vom Absatz ihrer Produkte, also auch von den großen Weltbegebenheiten abhängiger bleiben.''[1]) Bei der ersten Gattung von Wirtschaften sind persönliche und erbliche Dienstverhältnisse vorherrschend, bei der zweiten Tagelöhnerverhältnisse und eine größere Abhängigkeit vom Gelde. Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft, Fideikommisse und freies Grundeigentum, das sind die Hauptmerkmale, welche diese Wirtschaften voneinander unterscheiden.

Adam Müller ist der Meinung, daß beide Gattungen von Wirtschaften nebeneinander existieren können und sollen; er sagt ausdrücklich:[2])

,,Während nämlich zuvörderst Lokal und Geschichte, sodann aber auch die innere Notwendigkeit der Sache uns überzeugen, daß beide Gattungen der Landwirtschaft zu beiderseitigem Nutzen und Bestande nebeneinander fortdauern müssen; während es sich als töricht erweist, sowohl der isolierten Landwirtschaft einen unnatürlichen Verkehr, als der merkantilischen Landwirtschaft einen ebenso unnatürlichen feudalistischen und Unveräußerlichkeits-Charakter aufzudringen; während die isolierte Landwirtschaft die erste Gewährleisterin der Unabhängigkeit des Vaterlandes und die merkantilische die gerechteste Vermittlerin zwischen der Produktion des In- und Auslandes bleibt; während also beide gleich wesentliche Dienste leisten — nährt man den großen Irrtum, als ob die erste Gattung eine Ausgeburt der Trägheit, der Gewohnheit, des Herkommens, die zweite hingegen der Vernunft, des Fleißes und des wahren politischen Kalküls sei: kurz, man unterscheidet hier, wie in so vielen Fällen, als alte und neue Lehre, was nur nebeneinander und in Verbindung richtig ist; man findet von vornherein unvereinbar, was gründlich zu vereinigen das einzige Problem der Politik ist.'' Aber die nach der britischen Leiste geschnitzte rationelle Theorie der Landwirtschaft gehe nach Müller davon aus, die Vermehrung des jährlichen reinen Ertrages, insbesondere des Geldertrages, soweit wie möglich in die Höhe zu treiben. Dies führe dazu, daß die Arbeit des Volkes wie auch das Bedürfnis desselben sich nicht etwa untereinander, wie es gebühre, bedingen und verschlingen, sondern daß jeder einzelne Arbeiter für sich mit den Bedürfnissen des Weltmarktes in abgesonderten Verkehr trete, während sein besonderes Vaterland diesen Verkehr zu ver-

---

[1]) Ibid.
[2]) Ibid. S. 57—58.

bürgen immer unfähiger würde.[1]) Man müsse vielmehr den Fortschritten der merkantilischen Landwirtschaft durch eine tüchtige Vindikation der alten isolierten oder, wie er sie am liebsten nennt, der nationalen Landwirtschaft wahre Schranken, d. h. eine gehörige Bürgschaft geben.[2])

Die vorgeblich rationelle Landwirtschaft (Müller versteht unter dieser und ähnlichen Bezeichnungen immer die Wirtschaftsweise nach Thaerschen Prinzipien) gehe aber darauf aus, alle nationale Landwirtschaft in merkantilische zu verwandeln. Das Geschäft des Landbaues selbst, seinem Ursprunge nach gemäß der Auffassung Müllers, Dienst des Staates und nichts Geringeres, wird dadurch (nämlich durch die rationelle Landwirtschaft) durchaus zum Gewerbe herabgewürdigt und dem großen Mechanismus der Industrie einverleibt.[2])

Die nationale Landwirtschaft sei aber eigentlich Stamm und Wurzel alles politischen Lebens,[3]) deswegen hat man sie nicht als Gewerbe aufzufassen, sondern als politische Institution, bezw. sie hat nicht den Zweck der Ökonomik, sondern den der Politik zu erfüllen.

Müller spricht von Thaer mit aller Hochachtung, man müsse Thaer ,,große Verdienste zugestehen",[4]) es sei ein ,,vorurteilsfreier, zu guter Kopf"[5]) usw. Aber aus den hier angeführten Angriffen auf die rationelle Landwirtschaft macht Müller Thaer zum Vorwurfe, er lasse die vielen Wesentlichkeiten, die England von Thaers Vaterlande trennen, in seinen Betrachtungen der Landwirtschaft unbeachtet.[6])

Müller bekämpft nebenbei die Theorien des Eigennutzes, die nach ihm der neuen Lehre zugrundeliegen.[7]) In diesem Punkte wendet er sich hauptsächlich gegen Adam Smith, welchen er als den Theoretiker des Eigennutzes hinstellt. Diese Theorie entspringt wohl nach Müller aus dem Geld- und Industriesysteme, aus der städtischen Ökonomie. Von der letzten sei die rationelle, bezw. die merkantilische Landwirtschaft in der Nachahmung von den Engländern abgeleitet und übernommen worden. Dies System führe aber zu Schulden, zur Spekulation, zur Unsicherheit, zur allgemeinen Zerrüttung.[8]) Allein, er verwirft nicht die merkantilische Landwirtschaft schlechthin, sondern will sie in bestimmten Grenzen gelten lassen. Er sagt nämlich unter anderem:

,,Demnach bin ich der erste, der einer Nation zu dem wirklichen und dauerhaften Gedeihen der merkantilischen Landwirtschaft

---

[1]) Ibid. S. 59—60.
[2]) Ibid. S. 60.
[3]) Ibid. S. 69.
[4]) Ibid. S. 72.
[5]) Ibid. S. 73.
[6]) Ibid. S. 74.
[7]) Ibid. Bd. 2 3. Brief S. 234.
[8]) Ibid. S. 219.

Glück wünscht, weil ich darin ein untrügliches Zeichen sehe, daß sie über ihre dringenden Lebensbedürfnisse, über ihre Erhaltung, über ihren Nationalverband durch ein altes agronomisches System längst sichergestellt sein muß. Und weil ich die echten Fortschritte der Landwirtschaft und selbst den Spekulationsgeist im Gebiete der ländlichen Ökonomie bis auf einen gewissen Grad will, so verteidige ich die Hauptbedingung aller wahren Fortschritte und alles dauerhaften Merkantilismus, nämlich das alte agronomische System.[1])

Müller meint, er bekämpfe nur die ausschließlich merkantilische Landwirtschaft, weil, wie er sagt: „Die gesamte Landwirtschaft eines Landes zu merkantilisieren, wäre also ein ebenso widersinniges Beginnen, als wenn der einzelne Mensch aus Passion für den Handel sich selbst und seine angewachsenen Glieder zugleich mit seinen übrigen Verkäuflichkeiten auf den Markt bringen wollte.“[2]) Also, was er bekämpft, ist eigentlich das ausschließliche Herrschen der merkantilischen Landwirtschaft. Dies tut Müller aus folgenden Erwägungen:

„Die merkantilische Landwirtschaft — sagt er weiter — ist nichts anderes, als unter den vielen Fabriken, welche der feudalistische Boden des Vaterlandes nähren und tragen muß, eine der bedeutendsten. Nehmen Sie unseren Anglomanen diesen Boden unter den Füßen weg; mit anderen Worten: merkantilisieren Sie die gesamte Landwirtschaft; heben Sie alle persönlichen, unverkauften und unverkäuflichen Dienstverhältnisse auf: zerstören Sie die alte, träge, erbliche und deshalb unsterbliche Verbindung der Menschen untereinander und mit der Scholle, dieses einzig sichere Kapital der Landwirtschaft — so stürzen Fabriken und Handel und Maschinen und Freiheit und alles, was die leichtsinnige Vernunft unserer Generation für Wesentlichkeiten des Nationalglücks geachtet hat, unfehlbar zusammen.“[3]) Nach Müller würde die merkantilische Landwirtschaft allein nicht existieren können. Begreiflich ist es, wenn er den Schluß zieht, der folgendermaßen lautet:

„Sobald aber die merkantilische Landwirtschaft anerkennt, daß sie nur der feudalischen gegenüber möglich ist, daß ein Teil der Ökonomie in Verkehr mit dem Weltmarkte treten kann, nur inwiefern ein anderer größerer Teil in den nationalen Schranken verharrt; kurz, sobald sie nur nicht Regel werden, nicht mit Rationalität und Wissenschaftlichkeit prahlen, und sich nicht in die Gesetzgebung des Ackerbaues mischen, oder das agronomische Kapital, das tief in den Boden verwachsene Netz von Eigentum antasten will, ist sie nicht bloß zu dulden, sondern in allen erlaubten Wegen zu befördern und für den lebendigen Fortschritt der gesamten Staatshaushaltung kaum zu entbehren. Weit davon entfernt also, ein Feind der Freiheit und

---

1) Ibid. S. 219.
2) Ibid. S. 220.
3) Ibid. S. 221.

der Vernunft zu sein, verdiene ich, indem ich die Unentbehrlichkeit der feudalistischen Landwirtschaft erweise, für einen eifrigen und gründlichen Verteidiger der Freiheit anerkannt zu werden, und für einen Wortredner der ewigen Vernunft in Staatssachen zu gelten, wenn ich mich auch gerade nicht in die dermalen beliebte Vernunftform zu bequemen weiß."[1])

Wir haben hier die landwirtschaftlichen Ansichten Adam Müllers in den „agronomischen Briefen" kennen gelernt. Müller kommt des weiteren auf diesen Punkt zu sprechen in den anderen von ihm veröffentlichten Schriften. Wissenschaftlich Haltbares in bezug auf die Landwirtschaftslehre bezw. auf die auf letzterer basierende Agrarpolitik enthalten sie nicht.

Müller bekämpft in denselben die von Thaer begründete Taxationslehre, wie auch die Humustheorie, weil der Gutsherr selbst nach dieser Theorie keine Person sei, denn von Liebe, Anhänglichkeit, Väterlichkeit, Gewohnheit, wahrer Freiheit sei nicht die Rede. Der Gutsherr sei nach der rationellen Theorie der Landwirtschaft nichts anderes, als die rationelle Rechenmaschine für das Ganze.[2]) Er sagt:

„Der Zweck der Wirtschaft nach diesen Theorien ist ferner ausschließlich jener dritte Zweck der wahren Wirtschaft: der sogen. reine Ertrag, der Überschuß von verkäuflichen Sachen, welchen das Treiben der Maschine zurückläßt, also von verkauften Sachen, also von der Sache par excellence, also vom Gelde, wonach dann das ganze fromme und ehrenvolle Amt des Landbaues zu einem gemeinen und verächtlichen Gewerbe[3]) herabsinkt." Er meint, man habe am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten, und der reine Ertrag werde uns dann von selbst zufallen.[4]) Soweit Müller in seiner „Theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften". Wie man sieht, hat sich hier sein religiöses Gefühl sehr gesteigert. Haben wir in den Briefen doch noch irgendwelche Ökonomik, mag sie auch feudalische heißen, vor uns gehabt, so ist es hier eigentlich eine Theologie, aus welcher die rationelle Landwirtschaft bezw. ihr Endzweck bekämpft wird. Während in den „Briefen" sein Standpunkt hauptsächlich von der Feudalität getragen wird, so ist der Standpunkt der „Theologischen Grundlage" auf der Kasuistik aufgebaut.

Wir haben uns nun mit der Stellungnahme Thaers zu beschäftigen. Wie von vornherein betont wurde, wissen wir, daß Thaer sich mit Müller nicht speziell auseinandergesetzt hat. Wohl aber finden wir hier und da kurze Auslassungen, zum Teil Müller

---

[1]) Ibid. S. 223.

[2]) vgl. Adam Müller, Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften usw., Leipzig 1819, S. 50. unter anderem:

[3]) Ibid. S. 51.

[4]) Ibid. S. 219.

mit Namen genannt, zum größten Teil aber nur auf ihn hingedeutet. In folgendem sei das Wichtigste mitgeteilt.

In den „Möglinschen Annalen der Landwirtschaft"[1]) hat das Albertsche Projekt, welches mit Beilagen von Ad. Müller erschien, eine Besprechung Koppes gefunden. Diese Besprechung hat Thaer mit Noten versehen, in welchen er Müller etwas spöttisch abfertigt. Nachdem Thaer in knappen Worten die Tendenzen Müllers charakterisiert, fügt er folgendes hinzu: „Der Trieb der Menschen zur Erwerbung des Eigentums ist bei dem jetzigen Stande der Zivilisation das einzige, was sie in Tätigkeit setzt, und wobei die bürgerliche Welt und der Staat bestehen kann. Nur die Einwohner von Paraguay lassen es sich gefallen, von Dr. Francia wie das Vieh gefüttert und zur Arbeit angehalten zu werden, weil sie von den Jesuiten dazu gewöhnt waren; mit Europäern wird man es vergeblich versuchen."[2])

Thaer sagt weiter, daß an den Orten, wo die Landwirtschaft nach den Grundsätzen des Gewerbes betrieben wird, auch die Moralität des Menschen sich verbessert habe.[3])

Thaer betrachtet die Landwirtschaft als ein Gewerbe, welches zum Zweck hat, durch Produktion Gewinn zu erzeugen oder Geld zu erwerben,[4]) und zwar den möglichst höchsten reinen Gewinn.[4]) Mit Bezug auf die mittelalterliche Auffassung sagt er unter anderem folgendes:

„Wir glauben vielmehr, daß derjenige, welcher keinen inneren Beruf zur Landwirtschaft fühlt, für sich selbst und für das allgemeine Beste rätlich handele, wenn er sich aus seinem Landgute auf irgend eine Weise eine gehörige Rente zu sichern sucht, solches aber einem andern zu bewirtschaften überläßt. Jene Meinung über die Pflicht des Gutsbesitzers, sein Gut selbst zu bewirtschaften, konnte sich nur auf einen gewissen, strengen Begriff vom Lehnssysteme gründen, der gegenwärtig fast in keinem Staate Europas mehr stattfindet und vom merkantilischen Geiste der Zeit verdrängt ist."[5])

Die Verschiedenheit der Prinzipien, von welchen Müller und Thaer ausgehen, können wir in folgendem zusammenfassen:

Müller geht von dem Standpunkte aus, daß die Landwirtschaft nicht eine wirtschaftliche, sondern eine politische und nationale Institution sei, welche nicht auf Sachen-, sondern auf Personaldienstverhältnissen beruht; sie ist kein Gewerbe, sondern ein Amt, und deswegen kann ihr Zweck nicht bloß der des hohen Ertrages sein. Da man nach Müller die Landwirtschaft politisch aufzufassen hat, so ist es selbstverständlich, daß sie einer größeren Sicherheit bedarf. Dies kann nur geschehen, wenn ihr Unabhängigkeit ge-

---

[1]) Möglinsche Annalen, Bd. 13, 1824. Berlin.
[2]) Ibid. S. 471—472 Note.
[3]) Ibid. S. 476 Note.
[4]) vgl. Grundsätze d. rat. Ldwsch. Bd. 1 S. 3, Berlin 1831.
[5]) Ibid. Bd. 1 S. 31—32.

sichert wird. Die letztere kann nur dadurch erlangt werden, daß ihr Schicksal nicht mit den Schwankungen des Weltmarktes verknüpft ist. Der Weltmarkt gilt für Müller als etwas Unsicheres, Unstätes. Macht auch Müller der neueren Ordnung der Dinge Konzessionen, so sind diese doch nicht sehr weitgehend. Er unterscheidet, wie schon bemerkt, zwei Gattungen von Landwirtschaft, 1. die nationale und 2. die merkantilische bezw. die rationelle im Sinne Thaers. Läßt er die zweite gelten, so ist sie doch nach ihm nur insoweit von Bedeutung, als sie die nationale bezw. feudalistische unterstützen kann. Die letztere ist die Hauptsache, der Grundstock der Nation, des Gemeinwesens.

Müller ist gegen die Veräußerlichkeit des Grund und Bodens, weil die merkantilische Landwirtschaft ihr auf dem Fuße folgt, sie zur Bedingung hat, zugleich aber auch zur Knechtschaft der Person, nämlich der Abhängigkeit vom Gläubiger führt. Unbedingte Veräußerlichkeit des Grund und Bodens, ausschließlich merkantilische Landwirtschaft und Knechtschaft der Person fallen nach Müllers Auffassung zusammen. Wie gesagt, sind seine Konzessionen nicht weitgehend, dies ersieht man auch aus folgendem: Müller bestrebt sich immer, die Berechtigung der Feudalwirtschaft gerade durch die rationelle Wirtschaftsweise zu begründen, indem er die Unmöglichkeit der alleinigen Existenz der rein rationellen Landwirtschaft zu zeigen sich bemüht. Die rationelle Wirtschaft ist nach ihm in der feudalen Landwirtschaft interessiert; allein ist sie unmöglich, wohl aber in der Verbindung mit der feudalen; die feudale Landwirtschaft ist primär, die rationelle sekundär, und zwar innerhalb der feudalen. Müller ist ganz erbittert gegen das Neue; wenn er es auch teilweise duldet, so tut er das deswegen, weil er nicht anders kann. Sein Ideal ist eigentlich Rückkehr zum Mittelalter, zu den Wirtschaftsprinzipien der katholischen Kirche. Er steht auf dem Standpunkte einer spiritualistischen Weltanschauung; den Egoismus will er verbannt wissen; Egoismus, Privateigentum, das römische Recht, ausschließlich rationelle Landwirtschaft, hängen nach ihm zusammen. Müller ist deswegen gegen alles dies, weil die neuere Auffassung des Wirtschaftslebens mit seiner ganzen Weltanschauung geradezu kollidiert, ihr ganz und gar entgegengesetzt ist. In seinem Streite gegen Thaer platzen nicht zwei Geister aufeinander, nicht zwei Menschen, sondern zwei Weltanschauungen, Mittelalter und neuere Zeit, Feudalismus und Kapitalismus bezw. kapitalistisch betriebene Landwirtschaft, kirchliche Autorität und freier Individualismus, Jenseits und Diesseits, mystische Romantik und Realismus, Feudaleigentum und freies Privateigentum, Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft, das sind die Signaturen, um die sich das Ganze dreht.

Thaers Auffassung ist die der neueren Zeit: die Landwirtschaft ist ein Gewerbe, der Egoismus ist legitim. Wir begreifen Müller und Thaer am besten, wenn wir von der geschichtsphilosophischen

Betrachtungsweise ausgehen, d. h. wenn wir ihre Theorien von den zu ihrer Zeit vorhandenen Bedingungen zu erklären suchen, denn jedes Wirtschaftssystem veranlaßt zu einer neuen Theorie, neue Bedingungen rufen neue Theorien hervor. Das deutsche Wirtschaftsleben war zu jener Zeit in einem Übergangsstadium begriffen, es vollzog sich damals ein Gärungsprozeß. Was Thaer eigentlich tat, war nichts anderes, als eine Anpassung an die neuen, reif gewordenen Bedingungen. Er hatte eingesehen, daß man mit der alten Ordnung, dem „alten Schlendrian“ aufräumen mußte. Das Mittel hierzu sah er in der Durchführung der rationellen Landwirtschaft, und die Ausbreitung dieser wiederum war nur mit Hilfe einer Agrarreform möglich, die denn auch zu jener Zeit geschaffen wurde.

Müller dagegen in Sorge vor Revolution und in seiner Verurteilung der „Umwertung der Werte“ fand das Heilmittel nicht vorwärts, sondern rückwärts, ich möchte sagen, in einer Reaktion ethischer Natur. Er wollte der landwirtschaftlichen Not durch einen Neofeudalismus abhelfen, den „neuen Kurs“ des Wirtschaftslebens aber nicht mitmachen, weil er Schrecken vor dem Industriestaate hegte. In dieser letzteren Beziehung war er nicht der einzige unter den theologisierenden Nationalökonomen.

Fast drei Jahrzehnte später vernehmen wir Ähnliches von einem protestanstischen Theologen zu Menslage, nämlich von Pastor Funke: „Es ist ein Drängen und Treiben eingetreten“ — urteilt derselbe —, „bei dem alle sittlichen Bande, welche die einzelnen Individuen an Familie und Vaterland knüpfen, allmählich völlig gelöst werden müssen.“[1]) Und weiter: „Der moderne Zeitgeist, welcher überall die vorhandenen sittlichen Bande zerreißt, hat auch hier verderblich eingewirkt; die alten Sitten und Gewohnheiten, welche das Leben fester zusammen erhalten als die bestimmenden Gesetze, schwinden, und die Einfachheit des alten und doch ewig neuen Glaubens ist oft nur zu sehr verloren gegangen, weshalb denn auch die alle Lebensverhältnisse verklärende und die Menschen überall in Liebe einigende Gewalt fehlt.“[1])

Wie man sieht, war der Protest gegen das Neue, gegen den Fortschritt, keine Einzelerscheinung in der Nationalökonomie.

Da Thaer, wie schon bemerkt, in längerer Ausführung, ich möchte fast sagen „offiziell“, auf die Angriffe Müllers nicht geantwortet hat, so herrschte vielfach die Meinung vor, Thaer sei in diesem Streite unterlegen. Diesem Gedanken tritt etwa ein Jahrzehnt nach dem Tode Thaers ein Mann aus Müllers eignem Lager entgegen, wenn man den „anthropologisierenden“ Nationalökonomen F. G. Schulze[2]) dorthin verpflanzen darf. In einer Versammlung

---

[1]) Funke zitiert bei Sombart, Der moderne Kapitalismus Bd. 2 S. 144.

[2]) Fraas nennt ihn den „philosophierenden Nationalökonom und ästhetischen Landwirt, den Hodegetiker und Methodisten“. s. dessen Geschichte der Landwirtschaft, 1852, S. 123.

deutscher Landwirte zu Dresden im Oktober 1837 widerlegt Schulze die Meinung von der Niederlage Thaers. Er führt u. a. dort aus:

„In der Landwirtschaft kämpft der Mensch mit der Erde, mit den Naturkräften streiten Menschenkräfte. Je mehr Bildung im Volke verbreitet ist, um so mannigfaltiger sind die Bedürfnisse an irdischen Gütern, und um so schwieriger ist ihr Kampf. In unserer Zeit sind die Bedürfnisse so gestiegen, daß die Menschen zur Befriedigung derselben die Natur nur dann zwingen können, wenn sie wissenschaftlich über diesen Kampf nachdenken. Schon im vorigen Jahrhundert begann das Nachdenken über Landwirtschaft, aber eine Wissenschaft davon besteht erst seit jener Zeit, wo ihr Thaer mit Begeisterung für das Wahre und Gute seine tiefen und umfassenden Forschungen zuwendete. Jedoch richtete er dieselben fast nur auf die Natur, indem für menschenwissenschaftliche Untersuchungen seine Zeit noch nicht vorbereitet war. Eine solche Vorbereitung ist erst in der neueren Zeit durch die Nationalökonomie bewirkt worden.“[1])

Nachdem Schulze auf die Notwendigkeit des Studiums der Nationalökonomie in Verbindung mit der Philosophie für den Landwirt hingewiesen hat, fährt er fort:

„Jedoch nicht minder unentbehrlich ist sie (Nationalökonomie) für die irdischen Bedürfnisse, für die Erlangung des größten Geldgewinnes. Nach Reinertrag soll der Landwirt streben durch Anschläge und Buchhaltung die Grundrente, Arbeits- und Kapitalrente berechnen. Über diese Begriffe gibt uns ja nur die Nationalökonomie Aufklärung . . .“ Ferner: „Bei der Einführung eines neuen Wirtschaftssystems ist vorzüglich Rücksicht zu nehmen auf das Verhältnis der Arbeit zum Boden und zum Kapital, auf die Bevölkerung und die merkantilischen Verhältnisse, auf Bildung der Arbeiter, über welche Gegenstände die Nationalökonomie wissenschaftliche Belehrung gewährt. Demnach werden die Landwirte durch diese Wissenschaft wie das öffentliche Interesse auch ihr Privatinteresse fördern.“[2])

Hier erkennt Schulze also an, daß durch das Streben nach dem größten Reinertrag auch das öffentliche Wohl gefördert werde. Da man diese Ausführungen, die ja den Ideen Thaers vollkommen entsprechen, mißverstanden hatte, kam Schulze an einem späteren Tage vor derselben Versammlung auf seine frühere Rede zurück und zwar nimmt er hier direkt Stellung zu der im vorliegenden Kapitel geschilderten Kontroverse zwischen Thaer und Adam Müller. Schulze führt nun folgendes aus:

„Der Herr, der vor dem Herrn Vorsteher gesprochen, hat sich auf den Vortrag bezogen, welchen ich gestern gehalten habe. Es

---

[1]) s. Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirte in Dresden im Oktober 1837, Dresden 1838, S. 116.

[2]) Ibid. S. 119.

sei mir erlaubt, einem Mißverständnisse zu begegnen, das vielleicht durch denselben veranlaßt worden ist. Man glaubt vielleicht, daß ich damit habe aussprechen wollen, es solle der Landwirt den Reinertrag, den Geldgewinst vernachlässigen, weil er nicht der höchste Zweck des Lebens sei, und behauptet dagegen, daß der Mensch gerade bei der Landwirtschaft darüber nachdenken müsse, wie Geldgewinst zu erlangen sei. Ich verkenne die Wichtigkeit des Gelderwerbs keineswegs, nur reichen wir mit ihm allein nicht aus, wir müssen auch darauf sehen, auf welche Weise derselbe auf den höchsten Ertrag gebracht wird. Meiner Ansicht steht nicht entgegen, was der verstorbene Staatsrat Thaer darüber gesagt hat, sondern es ist dies vielmehr mit dem, was ich vorgetragen habe, leicht in Einklang zu bringen. Adam Müller hat gerügt, daß Thaer, indem er den höchsten Reinertrag als den Hauptzweck des landwirtschaftlichen Gewerbes ausgebe, eine Ansicht habe, die gefährlich sei, weil sie die Moralität verletze. Es ist noch kein Verteidiger Thaers aufgetreten, und Adam Müller hat sonach vor den Augen der Welt recht behalten, darum mußte ich zur Rechtfertigung Thaers darauf hinweisen, daß das Streben nach Geldgewinn recht gut neben sittlicher Vervollkommnung bestehen könne; daß aber allerdings die Sittlichkeit im Volke untergraben werden müßte, wenn man den Gelderwerb als den einzigen und höchsten Lebenszweck aufstellte."[1])

Das letztere zu behaupten, ist Thaer auch niemals eingefallen, sondern er folgert immer, da die Landwirtschaft ein Gewerbe sei, so sei ihr Zweck eben der eines jeden Gewerbes, der möglichst höchste Reinertrag.

Interessant und zur Charakterisierung der Richtung Schulzes sehr geeignet dürfte dessen Forderung sein, daß der Landwirt eine „ästhetische Bildung, die den Geist empfänglich macht für alles Hohe, Schöne, göttlich Sittliche", haben müsse. Er wolle keinem Verwalter die Bewirtschaftung seines Gutes anvertrauen, „der nicht fleißig in die Kirche ginge und einen echt religiösen Sinn zeigte".[2])

Thaers Stellung zu den Hauptsystemen der französischen und englischen Nationalökonomie seiner Tage.

Wenn wir den Entwicklungsgang der natialökonomischen Ideen Thaers treffend und kurz charakterisieren wollen, so müssen wir zwei nationalökonomische Systeme nennen, die, gleichsam Stadien seiner Entwicklung, die Hauptlehrer Thaers gewesen sind, nämlich das physiokratische und das Smithsche System. Wenn sich

[1]) Ibid. S. 46.
[2]) Ibid. S. 47.

auch Thaer keinem dieser Systeme ganz angeschlossen hat, so hat er doch von beiden gelernt.

In der ersten Zeit seiner landwirtschaftlichen, mehr theoretischen Tätigkeit dürfte er wohl etwas physiokratisch gesinnt gewesen sein, wie ihm denn auch die physiokratischen Schriftsteller zum Teil aus direktem Studium bekannt gewesen sind, wie schon früher ausgeführt wurde. Später, als Thaer sich mit der landwirtschaftlichen Praxis mehr und in größerem Umfange beschäftigte und er ihr manche Konzessionen auf Kosten der Theorie machen mußte, finden wir mehr Neigung zu Smith bei ihm vor, welchem Autor er denn auch für die Folge den Vorzug gab,[1]) vergleicht er ihn doch gar mit Newton.

Wenn auch Thaers Hauptlehrer die Engländer gewesen sind, so hat er doch auch vielfach französische Werke studiert, manche seiner Rezensionen behandeln französische Autoren auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Die landwirtschaftlichen Ansichten Patullos sind, wie schon gezeigt, den Ideen Thaers nahe verwandt.

Daß Thaer sich keinem der beiden genannten Systeme angeschlossen hat, liegt zum Teil darin begründet, daß er ein viel zu selbständiger Geist war, als daß er nur in einer einzigen Richtung das Universalheilmittel für Allgemeinwohlfahrt, die er immer als letztes Ziel im Auge hielt, gesucht hätte. Sein universelles Genie, das sowohl die Geisteswissenschaften, wie auch die praktischen beherrschte, überschaute alles und nahm das Gute, wo es zu finden war, um es für seine Zwecke zu verwerten, und eben hieraus erklärt sich auch der Relativitätsgedanke, der Thaers Anschauungen überall durchzieht.

a) Zu den Physiokraten.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß es hier lediglich darauf ankommt, die Stellung Thaers zu den Physiokraten zu kennzeichnen, nicht aber die Frage zu erörtern, wie sich Thaer zu den gesamten Lehren der Physiokratie verhalten würde.

Die Physiokraten gehen bekanntlich von dem Standpunkte aus, daß der Grund und Boden die einzige Quelle des Reichtums,[2]) und nur die Arbeit, die auf Grund und Boden, d. h. auf Ackerbau verwendet werde, produktiv sei, weil Produktivität eben einzig und allein dem Boden eigen sei. Fragen wir nun, wie stellt sich Thaer zu dieser Auffassung der Volkswirtschaft?

---

[1]) Etwas Analoges, wenigstens was die Reihenfolge anbetrifft, finden wir in Thaers Erziehung. Zuerst las er, und zwar verhältnismäßig früh, etwa im Alter von 14 Jahren, Voltaire und die französischen Enzykloplädisten, erst später, nachdem er auch die englische Sprache gelernt, die englischen Freigeister.

[2]) s. Näheres darüber bei Aug. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, Leipzig 1902.

Bevor wir auf diese Frage eingehen, haben wir noch folgendes in Erinnerung zu bringen: Wie bekannt, hatte sich zur Zeit der Physiokraten ein Dogmenstreit zwischen der Schule Gournays und der Quesnays in den Jahren 1765—1766 entsponnen.[1] Der Streitpunkt war der, ob der Handel auch produktiv, bezw. eine Quelle des Einkommens sei. Die Schule Gournays bejahte dies, indem sie Ackerbau und Handel zugleich als Quellen des Reichtums betrachtete, während die Schule Quesnays den Ackerbau als die einzige Quelle betrachtete. Hiernach ist das Verhalten dieser beiden Schulen zu Ackerbau, Handel und Industrie leicht ersichtlich. Sehen wir nun, was Thaer bei einer ähnlichen Frage darüber sagt.

„Doch" — meint Thaer in Beantwortung dieser Frage — wir wollen den Manufakturen, dem Handel und der Seemacht ihren Wert keineswegs absprechen. Aber war nicht die Landwirtschaft ihre einzige Mutter, ihre erste Ernährerin? Würde sich die Bevölkerung bei dem Zustande, worin sich der Ackerbau vor dieser Epoche befand, je so haben vermehren können, daß Manufakturen, Kunstfleiß und Schiffahrt emporgekommen wären? Ackerbau erzeugte, Ackerbau ernährte, Ackerbau erzog das ganze Volk zur Arbeitsamkeit und Ausdauer. Er verschaffte den Städten, den Schiffen, den neuen Kolonien die Nahrungsmittel zu mäßigen Preisen. Die Kornausfuhr gab den Matrosen Beschäftigung und vermehrte die Anzahl der Schiffe, trug also auch von dieser Seite dazu bei, die Seemacht zu ihrer gegenwärtigen Höhe zu bringen."[2]

Hieraus könnte man entnehmen, daß Thaer, wenn er auch unter die strengen Physiokraten nicht zu zählen ist, weil er den „Manufakturen, dem Handel und der Seemacht" ihre produktive Kraft nicht abspricht, doch als ein etwas modifizierter Physiokrat zu betrachten sei, denn nach ihm ist die Landwirtschaft die „erste Ernährerin", die „Mutter" aller andern Erwerbszweige. Dieser Auffassung Thaers gemäß wird man behaupten dürfen, die Landwirtschaft sei primär, der Handel aber sekundär, also komme der Vorzug der Landwirtschaft zu.

Dennoch ist es nicht ganz so. Thaer sagte das vorhin Erwähnte in einer Betrachtung über die Entstehung des englischen Nationalreichtums. Im Anschlusse hieran führt er weiter aus:

„Ich leugne jedoch keineswegs, daß die Landwirtschaft den Fabriken und dem Handel wieder vieles zu verdanken habe. Die vermehrte Konsumtion im Lande gab ihr gewiß mehreren Anreiz zu größerer Produktion, wie die Ausfuhr. Der Reichtum, den der Handel ins Land brachte, hielt die Preise der Konsumtion in die Höhe. Die starke Fleischkonsumtion machte die Viehzucht einträglicher und vermehrte dadurch den Dünger auf dem Acker. Man lernte von den Fabriken

---

[1]) Ibid. S. 303 ff.

[2]) Albrecht Thaer, Einleitung zur Kenntnis usw. Bd. 2 S. 161, Hannover 1801.

auch Landwirtschaft fabrikmäßig treiben, lernte von ihnen Menschenhände und Arbeit durch Werkzeuge und Maschinen ersparen. Landwirtschaft und Manufakturen gehen nur Hand in Hand sicher vorwärts. Sie müssen mit gleicher Sorgfalt vom Staate gepflegt, in gleicher Höhe und Kraft nebeneinander erhalten werden. Um eins zu heben, das andere niederdrücken zu wollen, heißt: einen Fuß lähmen, damit der andere besser fortschreiten könne."[1])

Den Kampf um den Vorrang auf wirtschaftlichem Gebiete entschieden verurteilend, fährt Thaer fort: „Es ist ein frivoler Streit um den Vorzug der Fabriken und des Ackerbaues für die Staatswohlfahrt, den aber praktische und theoretische Staatsmänner in neuen Zeiten so häufig geführt haben."[2])

Wie wir sehen, kann hier von „primär" und „sekundär" inbezug auf Landwirtschaft und Industrie überhaupt nicht die Rede sein. Sein Standpunkt ist ein rein dualistischer. Der Streit um den Vorzug des einen oder andern Zweiges der Volkswirtschaft ist für Thaer eben „frivol". Das entspricht vollkommen seinem allgemeinen Standpunkte, dem der Relativität, welchen wir in der Folge noch deutlicher werden hervortreten sehen. Dies ist der Standpunkt Thaers in seiner „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft".

In folgendem wollen wir uns nun mit dem schon oben erwähnten Problem, nämlich der Frage von der ausschließlichen Produktivität des Bodens, und ob der Boden die einzige Quelle des Reichtums sei, des näheren befassen, um Thaers Stellung hierzu genauer zu charakterisieren.

In der Einleitung zu dem 4. Bande der „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft" vernehmen wir von Thaer etwa folgendes: Man setze Produktion und Fabrikation gewöhnlich einander entgegen und glaube, daß sie in physischer Hinsicht nicht nur, sondern auch in ökonomischer oder gewerblicher dermaßen einander entgegenständen, daß die Grundsätze, die bei letzterer gültig seien, bei ersterer durchaus keine Anwendung fänden, und daß folglich der Produzent sowohl als auch der Staatswirt, in Ansehung beider, ganz verschiedene Maximen annehmen müsse.[3]) Beide Zweige seien allerdings verschieden, und jede habe ihre Eigentümlichkeit. „Aber dies Eigentümliche ist nicht so antipolarisch und nicht auf eine so grelle Weise verschieden, wie man gewöhnlich angibt. Noch weniger ist der Unterschied in Ansehung der entgegengesetzten Grundsätze begründet, die man nur zu häufig zum Nachteil der ersten genommen hat."[3])

Man wird hier anzunehmen geneigt sein, daß Thaer eigentlich sagen will, die Landwirtschaft sei ebenso fähig wie die Fabrikation,

---

[1]) Ibid. S. 161—162.

[2]) Ibid. S. 162.

[3]) Thaer, Grundsätze der rationellen Landwirtschaft, Berlin 1812, Bd. 4 S. 3.

Erfindungen und Vervollkommungen sich anzueignen, und daß die erstere auch Vorteile davon ziehen könne, wenn sie nach dem Muster der Fabrikation betrieben würde. Hier handele es sich also lediglich um die Befürwortung der „ländlichen Industrie“, d. h. des industriemäßigen Betriebes der Landwirtschaft. Allerdings ist es richtig, daß Thaer ebenso gut wie die Physiokraten den kapitalistischen Geist des Betriebes aufs Land übertragen möchte. Allein gerade bei diesem scheinbaren Zusammengehen mit den Physiokraten erfahren wir, was Thaer eigentlich von den Physiokraten trennt.

Thaer meint, daß hier[1]) über Gleichheit und Verschiedenheit von Produktion und Fabrikation nicht gerade zur unrechten Zeit ein Wort zu sprechen sei. Er beginnt die Untersuchung mit folgenden Worten, die für unser Problem von Wichtigkeit sind:

„Man hat gesagt: die Fabrikation wandle die Materialien nur um in eine andere Form; Produktion bringe jene hervor — wie dies in den Worten zu liegen scheint.“[2]) Thaer antwortet darauf, daß auch Produktion keine neue Schöpfung aus nichts sei.[2]) Das Material zur Ausbildung, zum Wachstum und zur Vollendung der Pflanze wie des Tieres müsse da sein. Der Produzent wie der Fabrikant müsse es aufsuchen, und jener wie dieser es meistenteils herbeischaffen und oftmals künstlich vorbereiten. Nur aus den schon vorhandenen Stoffen kann Produktion wie Fabrikation, indem sie solche zersetze und zu neuen Formen umbilde, ihre Produkte erzeugen. Thaer bleibt aber dabei nicht stehen. Er vertieft sich weiter in dies Problem.[3])

„Diese Umbildung aber“, fährt Thaer fort, „sagt man, geschehe bei der Produktion durch die Kraft der Natur, bei der Fabrikation durch die Kraft der Kunst der Menschen“. Auch dies Argument läßt Thaer nicht gelten. Er meint, daß auch bei der Fabrikation der Mensch durch den Gebrauch der Naturkräfte wirke und ohne diese wenig Fabrikate hervorbringen würde.[3]) „Bei einigen leitet er sie zwar mehr und wendet sie ganz nach seiner Willkür an, bei andern muß er die Natur ganz nach ihren eigenen Gesetzen wirken lassen; bei allen denen, nämlich wo ein chemischer Prozeß erforderlich ist, z. B. bei der Färberei, der Wein-, Bier-, Branntwein- usf. Erzeugung, wo er diese Naturwirkung nur ordnen und moderieren kann.“[3]) Thaer verwirft weiter, daß die Natur an der Produktion einen weit größeren Anteil habe, als an der Fabrikation. Ebenso läßt er die Behauptung fallen, nach welcher der Anteil der Kunst bei der Fabrikation größer sei als bei der Produktion.[3])

Damit haben wir seinen Standpunkt festgelegt, welcher ihn von den Physiokraten trennt. Wir behalten uns vor, die Folgerungen

---

[1]) nämlich in der Einleitung zu Bd. 4 der „Rationellen Landwirtsch.“
[2]) Grunds. d. r. Ldw. IV S. 3.
[3]) Ibid. S. 4.

erst am Schlusse der Darstellung zu ziehen, um die Übersicht nicht zu stören.

Thaer hat eine Besprechung über das Werk Leopold Krugs: „Beobachtungen über den Nationalreichtum des preußischen Staates und über den Wohlstand seiner Bewohner", das im Jahre 1805 erschien, veröffentlicht. Krug gehörte bekanntlich zu den „physiokratischen Nachzüglern"[1]) in Deutschland; mithin dürfte die Stellung Thaers zu Krug für uns von großem Interesse sein.

Thaer sagt in den einleitenden Worten von dem Werke Krugs, es sei ihm kein Werk bekannt, in welchem Theorie und Praxis so glücklich vereinigt, die Grundsätze so rein entwickelt und zugleich auf eine besondere Staatsverfassung, nach der gründlichen Kenntnis, die der Verfasser sich davon erworben habe, so treffend angewendet wären, wie in diesem. Dann fährt Thaer fort:

„Den theoretisch zur Genüge erwiesenen, aber noch immer verkannten Satz: daß die Kultur des Grundes und Bodens die einzige, allein sichere und zureichende Quelle des National-Reichtums und der allgemeinen und individuellen Wohlfahrt sei, setzt er (Krug) nach echten, archivalischen Nachrichten in Ansehung des preußischen Staates durch das ganze Werk so hell ins Licht, daß die absolute Notwendigkeit der tätigen Anwendung jenes obersten Prinzips auf den Ackerbau daraus hervorgehet; wogegen der Nachteil unnützer Künsteleien, wodurch man diesen oder jenen Zweig durch besondere Aufmunterungen, Unterstützungen und Anordnungen fast immer auf Kosten der übrigen zu befördern sucht, gezeigt wird."[2]) Dieser Satz ist ganz im Geiste der Physiokraten geschrieben. Ebenso finden wir in demselben Zusammenhange noch mehrere Anklänge an die Physiokraten.[3]) Aber zugleich sagt Thaer, daß er nicht beipflichten könne, wenn Krug das Geld und die angehäuften Geldkapitalien der Rentiers als unproduktiv ansehe;[4]) auch ist er für Handel und Manufakturen im Gegensatz zu Krug eingenommen,[4]) was allerdings nicht in gutem Einklange steht mit dem eingangs angeführten Zitate Thaers über Krugs Schrift, doch durch den Relativitätsstandpunkt Thaers einigermaßen erklärlich ist. Schließlich sei noch eine Stelle angeführt: „Daß der Herr Verfasser", so sagt Thaer über Krug, „sich zum physiokratischen Finanzsysteme hinneige, und die Abgaben unmittelbar vom Grund und Boden erhoben haben will, läßt sich wohl aus dem Vorgesagten vermuten. So gewiß und unverkennbar es mir scheint, daß die Physiokraten — bei allen Staaten, die ihr Einkommen zum größten Teile aus ihrem eigenen Grund und Boden ziehen, darin recht haben, daß alle Abgaben auf diesen doch wieder

---

[1]) Erschienen in den Annalen des Ackerbaues 1805 Bd. 2.
[2]) Annalen d. Ackerb., Berlin 1805, Bd. 2 S. 105.
[3]) Ibid. S. 119, 136.
[4]) Ibid. S. 121.

zurückfallen, und nur durch die komplizierte Erhebungsart kostspieliger, unsicherer, schwerer und größer werden, so glaube ich dennoch nicht, daß dies System ohne Ruin der Grundbesitzer in einem Staate einzuführen sei, wo die Summe der Staatsbedürfnisse in einem so großen Verhältnisse zu dem reinen, echten Einkommen steht, wie jetzt in den meisten Staaten der Fall ist. Die ganze Last würde zu plötzlich auf die Grundbesitzer fallen, und das ohnehin zu schwache Betriebskapital, welches sie in Händen haben, erschöpfen; der Ackerbau also einen tödlichen Schlag erleiden! Jetzt wird der größte Teil dieser Summe von dem Zirkulationseinkommen wenigstens vorgeschossen und nur allmählich von dem Ertrage des Bodens zurückgezahlt. Könnte aber durch eine höhere Benutzung der Domänen der Anteil, welchen das Privat-Grundeigentum zu tragen hat, beträchtlich vermindert werden, so hat es wohl keinen Zweifel, daß ein Staat bei diesem Systeme unaussprechlich glücklich werden könnte . . ." [1]) Wie man sieht, im Prinzip mit dem System der Einsteuer einverstanden weist Thaer dasselbe zurück in Anbetracht der vorhandenen Verhältnisse.

Ein anderes Werk von Krug: „Abriß der Staatsökonomie oder Staatswirtschaftslehre", erschienen im Jahre 1808, hat Thaer in seinen „Annalen" ebenfalls angezeigt,[2]) doch da diese Anzeige Prinzipielles nicht enthält, so kommt sie hier nicht in Betracht.

Die „Einsteuer" der Physiokraten hat Thaer mehrmals beschäftigt und sehr häufig kommt er auf dieselbe zu sprechen. Es dürfte wohl angebracht sein, noch einige diesbezügliche Stellen hier anzuführen.

„Ich gestehe," meint Thaer, „daß ich mich nicht von der Unrichtigkeit des letzteren (d. h. der Einsteuer) in seinen Grundprinzipien überzeugen könne, d. h. wenn der Ackerbau und alle seine Verhältnisse einmal in dem Stande wären, worin die Physiokraten sie haben wollen. In dem jetzigen Zustande der Dinge ging freilich schon eine Annäherung zum Auflagensystem der Physiokraten auf einen gänzlichen Ruin des Ackerbaues, auf eine Verwüstung des Grundes und Bodens und auf eine gänzliche Auflösung des Staates der bürgerlichen Gesellschaft und der Vertilgung des Menschengeschlechtes durch Hunger hinaus: nicht deshalb, weil der Ackerbau die Last der Auflagen nicht tragen könnte, sondern weil es ihm schon an Kapital zu dem notwendigsten Betriebe, noch mehr an dem Vorschusse fehlt, den er hierzu tun müßte."[3])

Und in einer andern Rezension [4]) vernehmen wir von Thaer:

---

[1]) Ibid. S. 134—135.

[2]) Thaer in den Annalen des Ackerbaues Bd. 8 1808 S. 169—185.

[3]) vgl. Thaer in „Annalen der Fortschritte der Landwirtschaft" usw., Berlin 1812, Bd. 3 S. 630—631.

[4]) Diese Rezension bezieht sich auf das langtitelige Buch: „Freimütige Betrachtung über Steuerwesen und Steuerrektifikation, Staatsschulden und

„Der Verfasser kennt es (das physiokratische System), wie die meisten, nur hinsichtlich seiner Folgerungen auf das Steuerwesen, und da ist es denn befremdend, wie seine Erfinder und Anhänger den Landbau über alles setzen und ihn doch durch die Einführung ihrer einzigen Territorial-Abgabe in den meisten unserer bestehenden Staaten zugrunde richten würden, indem sie den ganzen Grundbesitz nötigten, sich bankrott zu erklären. Aber die Physiokraten hatten nur ihr Ideal vor Augen, von einem, durchaus nach ihren Grundsätzen eingerichteten und dabei abgerundeten, großen Staate.“ [1]) Thaer fährt in dieser Ausführung weiter fort und sagt unter anderm, daß die praktischen Physiokraten, z. B. Turgot, diesem Ideale zwar allmählich sich nähern wollten, sie wären aber weit entfernt, es gleich in der Wirklichkeit darstellen oder von hintenzu mit der Erfindung der einzigen Steuer auf den reinen Bodenertrag anfangen zu wollen. [2]) Auch hier sucht Thaer zu zeigen, daß das System für den gegenwärtigen Zustand nicht angebracht sei, oder m. a. W. die Einsteuer würde nur für die „natürliche Ordnung“ passen, aber für die „positive“ sei sie zu verwerfen.

Im folgenden wollen wir nun zu andern prinzipiellen Punkten übergehen, die Thaers Stellung zu den physiokratischen Lehren zu charakterisieren geeignet sind.

Es ist bereits angeführt worden, daß Thaer den Grundsatz der Physiokraten bekämpft, in der Landwirtschaft habe die Natur den ausschließlichen Anteil an der Produktivität. Damit natürlich fällt die Behauptung der Physiokraten, nur die Arbeit, die auf den Ackerbau verwendet wird, sei produktiv.

Thaer meint, es sei eine irrige, bei einigem Nachdenken auffallend irrige, aber dennoch ziemlich allgemein verbreitete und als Grundsatz angenommene Meinung, daß die Produktion aus dem Grund und Boden allein hervorgehe. Aus diesem falschen Grundsatze seien nur zuviel unwahre und nachteilige Folgerungen gezogen worden.[3]) Er ist der Ansicht, daß in milden Klimaten der Boden allenfalls genug produziere, um einzelne Menschen, wenn sie auf weiten Räumen umherstreifen, zu ernähren.[3]) „Der Mann braucht höchstens das Wild zu erlegen, das Weib die Früchte des Waldes zu sammeln. Nomadische Stämme müssen in Klimaten gleich den unsrigen schon für Fütterung des Viehes auf den Winter und für Obdach sorgen, folglich Arbeit anwenden.“[4]) Und weiterhin: „Mit

---

deren Tilgung, Kreditanstalten und andere Gegenstände der Staatshaushaltung, den Volksvertretern der deutschen Stämme bei ihren Versammlungen auf den Landtagen vorgelegt“ von einem fränkischen Landwirt 1819. Thaers Rezension ist erschienen in den „Möglinschen Annalen der Landwirtschaft“ 1819 Bd. 3.

[1]) Ibid. S. 370.

[2]) Thaer in den „Möglin. Annal. d. Ldw.“ Bd. 3 1819 S. 370.

[3]) vgl. „Annalen des Ackerbaues“ 1806 Bd. 4 S. 36.

[4]) Ibid. S. 36.

dem ersten Anfange der Vereinigung zu Nationen und dadurch bewirkter größerer Volkszahl können zureichende Früchte nur durch Kunst und Arbeit dem Boden abgewonnen werden.''[1]) Je mehr die bürgerliche Gesellschaft fortschreitet und die Bevölkerung sich vermehrt, müsse Kunst und Arbeit in höherem Maße auf die landwirtschaftliche Produktion angewendet werden;[2]) also der höhere Ertrag entsteht nach Thaer nicht aus der Natur, sondern aus Kunst und Arbeit.

Thaer glaubt ferner, daß, solange noch immer Boden da wäre, der vom Anbeginn unserer physischen Erdepoche durch das Absterben der immer neu erzeugten Pflanzen und Tiere mit vegetabilischen Nahrungsstoffen bereichert, nur des Urbarmachens bedürfte, um reiche Ernten zu geben, solange noch alte Äcker umzubrechen, Holzungen zu roden oder abzubrennen, reiche, angeschlemmte Niederungen zu entwässern wären, bedürfte es im ganzen minderer Kunst und Arbeit, um die erforderliche Produktion zu bewirken. Man ließe den alten ausgetragenen Acker ruhen, statt ihn durch höhere Kraftanstrengung schnell wieder instand zu setzen, weil der neue, oder der lange geruhte Acker bei geringerer Anstrengung genug produziere, um die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, und zu wohlfeil produziere, um höhere Anstrengungen auf dem alten Acker zu bezahlen.[3])

Thaer sucht zu erklären, wie man dazu gekommen sei, zu behaupten, daß ,,Produktion'' allein aus Grund und Boden erfolge. Er sagt fortfahrend:

,,Dazu kam, daß man ein gewisses, damals zureichendes Quantum von Arbeit, seit Entstehung unserer Verfassung, dem Grund und Boden anhängig dachte. Der glebae adscriptus und Arbeit ward mit dem Boden erworben, vererbt, verkauft. Ein Landgut produzierte genug, ohne weitere Anstrengung und Kosten des Besitzers, bearbeitete sich selbst, und es bedurfte höchstens nur einige Aufsicht, um die Kräfte der Maschine in Bewegung zu erhalten. Immerhin konnte man also annehmen, daß Produktion allein aus Grund und Boden erfolge, und daß der reine Ertrag einzig und allein durch diesen bestimmt werde.''[4]) Jetzt sei es aber anders. Die Bedürfnisse des einzelnen haben sich vermehrt, die Volksmenge vergrößert. Die träge Arbeit des entnervten Fröners reiche nicht mehr aus, aus dem erschöpften Acker, besonders in schlechten Jahren, die Produktion hervorzubringen, deren der Staat bedürfe;[5]) Arbeit werde nötig; Vorschuß von Arbeit auf künftige, selbst entferntere Jahre, folglich Kosten und Kapital; und da diese auf mannigfaltige Weise,

---

[1]) Ibid. S. 36.
[2]) Ibid. S. 36—37.
[3]) Ibid. S. 37.
[4]) Ibid. S. 37—38.
[5]) Ibid. S. 38.

mehr oder minder zweckmäßig angewendet werden können — Kenntnisse und Weisheit![1])

„Eine Produktion also“ — folgert Thaer — „wie sie unsere Zeiten erfordern . . . . . ist durchaus nicht mehr als das Produkt des Grundes und Bodens allein zu betrachten, sondern der zusammengesetzte Erfolg aus Boden, Arbeit, Kapital und Verstand.“[1])

Thaer meint ferner, daß, wenn von dem Acker nur wenig produziert werden solle, an diesem Wenigen der Grund und Boden einen größeren Anteil, als die Kunst und Arbeit habe.[2]) „Sowie aber mehr produziert werden soll, vermindert sich bei dem Mehreren der Anteil des Bodens, und der Anteil der Kunst und der Arbeit wird größer.“[2]) Wie wir sehen, haben wir hier mit einer andern Meinung zu tun als mit der physiokratischen; Thaer ist gerade der entgegengesetzten Ansicht als die Physiokraten. Bei diesen gibt die „grande culture“, in Thaers Sprache die Fruchtwechselwirtschaft,[3]) den reinen Ertrag, welcher ausschließlich vermöge der Produktivität des Bodens schlechthin entsteht; gerade hier, d. h. bei der Bewirtschaftung mit Kapital, vergrößert sich der Anteil des Bodens nach der Ansicht der Physiokraten, während nach Thaer hingegen bei der Fruchtwechselwirtschaft der Anteil des Grund und Bodens am reinen Ertrag sich vermindert. Sowohl nach den Physiokraten als auch nach Thaer führt ein höheres Kultursystem der Landwirtschaft zum höheren Reinertrag, aber mit einem Unterschied: Nach der physiokratischen Ansicht höherer Reinertrag durch den Anteil der Produktivität des Grund und Bodens, nach Thaers Ansicht aber durch den Anteil der Arbeit, Kunst und des Kapitals. Hier gehen also beide Meinungen auseinander.[4])

Es erübrigt uns, noch einen Gedankengang Thaers zu verfolgen, um über des Autors Stellung zur Physiokratie ins Klare zu kommen. Dieser Gedankengang wird imstande sein, viel Licht über die hier aufgeworfenen Fragen zu verbreiten. An einer Stelle streift Thaer die wirtschaftlichen Interessentengruppen, deren Tendenzen und Wünsche, wie auch den Gegensatz, welcher zwischen allen obwaltet, mit Bezug auf eine Handelspolitik. Diese Gedankenreihe läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen:

Die Zudringlichkeit und die einseitige Ansicht der vier Interessen — das Geldinteresse, das Agrikultur-, das Manufaktur- und das Merkantilinteresse —, welche die Staatsbürger teilen, ziehen ihre Aufmerksamkeit geteilt an sich, und sie glauben dem einen Interesse

---

[1]) Ibid. S. 39.

[2]) Ibid. S. 39—40 Anm.

[3]) vgl. August Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, Leipzig 1902, Bd. 1 S. 323.

[4]) Weitere Belege für die Thaersche Ansicht finden sich: „Annalen des Ackerbaues“ 1807 Bd. 5 S. 658, Bd. 6 S. 78. Ferner Thaer, Grundsätze der rationellen Landwirtschaft, Berlin 1809, Bd. 1 S. 99.

nachgeben zu müssen, wenn es sich über die Nachteile, die ihm durch Begünstigung des andern erwachsen, beklagt.[1]) Das Interesse der „Rentenirer und Besoldeten“ verlange, daß die Werte des Geldes immer höher steigen und alles wohlfeil werde, und da sie am nächsten stehen und gebraucht werden, finden sie zu leicht, wenn auch nur geheimes, Gehör.[1]) Die Landeigentümer und ihre Pächter wünschen den vorteilhaftesten Absatz der inländischen Produkte und Erhöhung ihres Preises, und dringen deshalb auf Fernhalten der ausländischen Konkurrenz.[1]) Das Manufakturinteresse wolle niedrige Preise der Lebensmittel, damit seine Arbeiter und das Rohmaterial ihm weniger kosten, weil es dann auch auf den ausländischen Märkten andere durch wohlfeilere Preise verdrängen könne, und zugleich wolle es das Monopol auf dem einheimischen Markte.[2]) Das Merkantilinteresse wolle das letztere nicht, weil es fühle, daß ohne Warenumtausch kein bedeutender Handel stattfinden könne. So stehen diese einander entgegen, und wenn heute das eine begünstigt worden sei, so müsse morgen das andere es werden, um das Gleichgewicht herzustellen, was man aufgehoben hätte, und einen Fehler durch den andern gut zu machen suchen, und so entstehe das Regulativ-System, welches anfangs den Machthabern sehr schmeichle, sie bald aber in die größten Verlegenheiten verwickle.[2]) Thaer sagt fortfahrend:

„Unwahrscheinlich ist es nicht, daß der Druck der jetzigen Zeit selbst zu klarer Ansicht führe, daß die Rentenirer erkennen, die Quelle ihrer Renten — der Gewerbsbetrieb der Nation — müsse versiegen; daß die Landeigentümer einsehen, ihr Boden könne nur Rente tragen in dem Verhältnisse, wie die Industrie andere in den Stand setze, ihre Produkte zu bezahlen; die Manufakturisten begreifen, daß der produzierende Landbauer ihr vorzüglichster Kunde sei, und daß sich der Ertrag ihres Gewerbes nach dem Wohlstande richte, worin sich diese befindet; die Kaufleute endlich, daß sie keine inländische Waren austauschen können, wo sie keine ausländischen Waren eintauschen. Und so werden dann auch die Regierungen sich von den Täuschungen frei machen, welche in einer so klaren Sache nur die Dazwischenkunft des Geldes als Austauschmittels beim Umsatze der Natur- und Industrie-Produkte jedes Landes veranlaßt. Die praktischen Finanzmänner werden ihre Augen nicht bloß auf die Geldkassen, sondern auch auf den Wohlstand der Nation richten, wodurch die Industrie belebt wird und jene allein gefüllt werden können.“ [3])

Dieser Auseinandersetzung Thaers zufolge können wir seine Auffassung der Volkswirtschaft die organische nennen. Alle

---

[1]) vgl. Thaer in den Möglinschen Annalen der Landwirtschaft Bd. 13, 1824, S. 100.
[2]) Ibid. S. 101.
[3]) Ibid. S. 102.

Zweige der Volkswirtschaft müssen sich harmonisch verbinden, es gibt keinen Vorzug eines Zweiges vor dem andern; sie können nur nebeneinander und durcheinander bedingt bestehen. Jeder Zweig hat seinen Platz und seine Berechtigung, alles ist relativ. Die angeblich widerstreitenden Interessen der Gruppen und Kreise der volkswirtschaftlichen Gemeinschaft können und müssen und sollen ihren harmonischen Ausgleich finden. Dies kann nur dann geschehen, wenn sie nicht ein einseitiges und extremes Streben zeigen, wenn sie einsehen, wie weit sie einander bedingen, unterstützen können, und zwar nicht nur ohne Schaden, sondern mit großem Vorteil.

Thaers Ziel war die Hebung der Landwirtschaft und die Betonung ihrer Gleichberechtigung mit der Industrie. Wenn hier und da seine Betonung zugunsten der Landwirtschaft etwas schärfer wird, so ist dies darauf zurückzuführen, daß er seine landwirtschaftliche Laufbahn in einem solchen Zeitalter begann, wo man dem industriellen Merkantilsystem gewogen war. Gradeso wie die Physiokraten wurde auch Thaer durch die ihn umgebenden Umstände und Bedingungen veranlaßt, seine Tätigkeit zu entfalten; aber mit einem großen Unterschiede: Bei den Physiokraten trieb es zu einem entgegengesetzten System bezw. zur Reaktion gegen das Merkantilsystem, bei Thaer zu einem synthetischen Gesichtspunkte, zu einer harmonischen Verbindung und Vereinigung der verschiedenen Zweige der Volkswirtschaft. Dadurch wurde er mehrmals gezwungen, die landwirtschaftlichen Interessen mehr zu betonen, weil sie mehr in den Hintergrund gedrängt waren, bezw. weil die Politik merkantilisch gesinnt und geneigt war, gemäß der zu jener Zeit vorherrschenden Strömung in der Volkswirtschaftspolitik. Nur der Relativitätsstandpunkt hat Thaer vor Einseitigkeiten zu schützen vermocht; zudem war er ein viel zu guter Realpolitiker und hatte einen zu feinen Sinn für den wirklichen Stand der Dinge, um einseitig zu werden.

b) Zu Adam Smith.

Thaer war ein großer Verehrer von Adam Smith, wie dies aus mehreren Stellen seiner Schriften und Aufsätze hervorgeht, die noch im Laufe dieser Abhandlung Erwähnung finden werden. Es soll in folgendem versucht werden, Thaers Stellung zu Adam Smith zu charakterisieren. Nun wird es begreiflich sein, daß wir uns hauptsächlich auf diejenigen Punkte beschränken, über welche er mit Smith sich auseinander setzen zu müssen glaubte. Für die Darstellungsweise wird es empfehlenswert sein, mit dem Freihandel zu beginnen.

Die Auffassung der Smithschen Lehren von seiten Thaers ist zum Teil dem gegenwärtigen Stande der Smithforschung gemäß als unzutreffend zu erklären. Dessenungeachtet dürfte es wohl von

wissenschaftlichem Interesse sein, dieselbe kennen zu lernen, schon aus dem Grunde, weil sie aus jener Zeit stammt, wo Smiths Werk in Deutschland aufgenommen wurde und die Begeisterung für den großen Schotten gerade damals erst begann. Vielleicht wird unsere Darstellung einen kleinen Beitrag liefern können, um begreiflich zu machen, warum und wie man gerade später in demselben Deutschland Smiths Lehren verkannt und mißverstanden hat. Damit soll natürlich die Aufgabe dieser Abhandlung nicht erschöpft sein. Wir wollen zugleich die Thaerschen Ansichten kennen lernen, wie sich dieselben in seinem Kopfe abgespiegelt haben, und wie er sich seine volkswirtschaftliche Weltanschauung zurechtgelegt hat, damit wir derselben in ihrer Totalität möglichst gerecht werden.

In seiner Ausführung, in der Thaer die Lehren Smiths kurz darzulegen sucht, den er als den ,,Scharfsinnigen und Konsequenten" [1]) preist, meint er unter anderm, daß Smith liberale Maximen habe und unbedingte Freiheit des Handels und Wandels wolle. [1]) Die Regierung solle sich nach Smith durchaus nicht in den Gang der Gewerbe mischen, [2]) sie solle ihnen freien Lauf lassen, sie nur beschützen und allenfalls Schwierigkeiten, die sonst nicht gehoben werden können, aus dem Wege räumen. Es sei immer fehlerhaft, die Industrie der Nation und ihr Vermögen durch Prämien oder Auflagen irgend einem Gewerbe zuleiten zu wollen, weil jeder einzelne schon ausfinden werde, wohin er seinen Fleiß und sein Kapital am vorteilhaftesten richten könne. Jede andere Richtung aber, die nicht den Vorteil des einzelnen mit sich bringe, werde dem Ganzen schädlich, indem die Industrie einem andern Gewerbe entzogen werde, wo sie nützlicher sein würde. Die Wirkung aller solchen Mittel könne nur die sein: die Industrie in einen Kanal zu zwängen, der weit weniger vorteilhaft sei, als der, worin sie sich natürlicherweise von selbst würde ergossen haben. [2]) Nach einer kurz gefaßten Darstellung der Smithschen Lehren meint Thaer, daß Smith in vorgenannten Ausführungen ohne Zweifel recht habe, jedoch nur unter der Bedingung, daß diese Maxime ganz allgemein beobachtet und gar keine Ausnahme gemacht werde. [2])

,,Hat die Regierung sich einmal in die Leitung und Beförderung eines Gewerbes eingelassen" — meint Thaer — ,,so muß sie ihre Aufmerksamkeit wenigstens auch auf alle diejenigen richten, die für die Wohlfahrt des Staates von unumgänglicher Notwendigkeit sind." [3]) Nun hätten in England — und vielleicht in allen anderen Staaten — unzählige Gewerbe, Privilegien und Aufmunterungen genossen, folglich wäre auch der Ackerbau gewissermaßen berechtigt, dieselben

---

[1]) vgl. Thaers Einleitung zur Kenntnis d. engl. Landw. 2. Bd. 2 Abt. S. 165 ff., neue Aufl. Hannover 1801.

[2]) Ibid. S. 166.

[3]) Ibid. S. 166—167.

Privilegien usw. für sich zu fordern, sobald er sie brauche. Auch müsse ihm ein Gegengewicht gegeben werden, um sich von der gewaltsamen Unterdrückung, worunter er bisher in England zu leiden gehabt hätte, erheben zu können.[1])

Smith wolle nach seinen Grundsätzen, sagt Thaer, völlige Freiheit des Kornhandels und uneingeschränkte Ein- und Ausfuhr des Getreides. Im allgemeinen sei dies für den Ackerbau genug, aber nicht bei den damaligen Verhältnissen in England. Natürlich sei, wie Thaer meint, Smith also mit jener Akte von 1688 nicht zufrieden und halte sie für schädlich. Smith sage, sie sei damals durch das Übergewicht der Grundeigentümer im Parlament durchgesetzt worden, und ein Werk des Privatinteresses gewesen. Bei dem Übergewichte, welches das Handelsinteresse gegen das Landinteresse in den siebziger Jahren bekam, verkündige er ihr Schicksal voraus.[1]) ,,Wenn dem so ist,'' fährt Thaer fort — ,,so wäre die alte goldene Maxime, bei jeder Staatsangelegenheit lieber den Grundeigentümer als den ,,Kaufmann und Manufakturisten zu hören, hierdurch wieder bestätigt''.[1])

Thaer setzt sich bei dieser Gelegenheit ausführlicher mit Smith auseinander:

Smith halte nach Thaers irriger Meinung niedrige Kornpreise für nützlich in Hinsicht auf die Wohlfahrt des Ganzen. Er könne aber nicht leugnen, daß die Preise gefallen seien, sobald die Akte ihre Wirkung tun konnte, und daß die Preise niemals im Durchschnitt niedriger und —, was für die Wohlfahrt des Ganzen vielleicht wichtiger sei, niemals g l e i c h m ä ß i g e r gestanden hätten, wie in den ersten 60 Jahren des Jahrhunderts.[2]) ,,Aber er (Smith) sagt'', so argumentiert Thaer, ,,dies sei t r o t z der Akte, nicht ihr z u f o l g e geschehen. Dies sagt er, weil — er nicht begreift, wie diese Akte geringere Preise hatte bewirken können. Wer freilich die Wirkung der Akte durch das Medium des Handels erklären will, der kann das nicht begreifen, aber durch das Medium des verbesserten Ackerbaues ist nichts natürlicher zu erklären.''[2])

Die Nützlichkeit der Ausfuhrprämie könne und wolle Smith nach seinem System durchaus nicht zugestehen, er sei also vornehmlich gegen die Prämie auf die Kornausfuhr. Indessen gebe er die sogen. D r a w b a k s zu, nämlich die Rückzahlung der Auflage, der eine auszuführende Ware im Lande unterworfen war, weil der Ausländer ,,sich nicht werde taxieren lassen'', und die Ware sonst im Auslande nicht Preis halten könne.[3])

,,Aber' — sagt Thaer, — ,welche Ware ist in England einer höheren Taxe unterworfen, als das Getreide? Ruhet auf solchem nicht die

---

[1]) Ibid. S. 167.
[2]) Ibid. S. 168.
[3]) Ibid. S. 169.

Landtaxe, der Zehnten, die enorme Armen-Taxe; alle die andern Auflagen, welche der Ackerbauer mit tragen muß, ungerechnet?"[4]) Und ferner: „Hält Smith für die Fabrikwaren diese Prämien oder Rückgaben nötig, so ist das englische Getreide ihrer noch weit mehr bedürftig, wenn England Getreide ausführen soll — was nun aber vielleicht nie wieder der Fall sein wird. — Denn bei einer Nation, die, wie die englische, durch Bevölkerung, Kunstfleiß und National-Reichtum in den Stand gesetzt ist, Fabriken mit größter Energie zu betreiben, bedürfen Fabrikwaren keiner Rückgabe.[1]) Der englische Fabrikant könne, wie die Erfahrung zeige, ungeachtet der Teuerung der Lebensmittel und der Arbeit, seine Waren billiger verkaufen, als jede andere Nation. Eine polnische, russische oder ungarische Fabrik werde trotz aller Wohlfeilheit des Landes vorerst gegen keine englische aufkommen. Mit dem Ackerbau verhalte sich's ganz anders.[2]) Der Russe und Pole werde sein Korn, selbst in England im Durchschnitt billiger verkaufen können, als der Engländer. Denn: „Das rohe Material der Fabriken läßt sich verfahren, und der Engländer hat die Gelegenheit und das Vermögen, es zu kaufen, besser, wie der Russe und Pole. Aber das rohe Material des Ackerbaues — der Grund und Boden — fehlt nach Verhältnis der Bevölkerung mehr, wie in Polen, und ist viel teurer."[2])

„Smith" — fährt Thaer fort — „würde hierauf antworten: nun so ist es nicht gut, daß der Pole vorerst Fabriken, und daß der Engländer Ackerbau betreibe."[2]) Aber, meint Thaer, der Engländer müsse essen, und er könne mit polnischen Lebensmitteln nicht so leicht versorgt werden, wie der Pole mit englischen Fabrikwaren.[3]) „Wollte man sagen, er solle nicht mehr bauen, als er gerade konsumiert, so bewiese das eine unverzeihliche Unwissenheit. Denn, wenn eine Nation in schlechten Jahren die Notdurft heben will, so muß sie in guten Jahren Überfluß haben."[4]) Wenn aber dieser Überfluß nur mit Verlust abgesetzt werden könne, wenn sein Preis auf jedem Markte niedriger stehe, als dem Engländer die Produktion desselben koste, so könne und werde er keinen Überfluß hervorbringen, und so werde Mangel in schlechten Jahren eintreten. „Daher war eine Vergütung des Verlustes, oder die Ausfuhr-Prämie, das einzige Mittel, die Nation in schlechteren Jahren gegen Mangel zu schützen."[5])

Thaer folgert weiter, daß eine freie Einfuhr des ausländischen Getreides aus solchen Ländern, wo dasselbe mit geringeren Kosten produziert werden könne, der Schiffahrt ungeachtet, den Preis auf dem englischen Märkten so herabgesetzt haben würde, daß ein betrieb-

---

[1]) Ibid. S. 169.
[2]) Ibid. S. 170.
[3]) Ibid. S. 170.
[4]) Ibid. S. 170—171.
[5]) Ibid. S. 171.

samer Ackerbau nicht hätte bestehen können. Daher hätte damals, um diesen zu erhalten, die Einfuhr eingeschränkt werden müssen.[1])

Thaer meint im weiteren Verlaufe seiner Auseinandersetzung, Smith sei der Meinung, wenn die Getreidepreise niedriger würden, so würde der Landmann bei diesen geringeren Preisen ebensogut, ja besser bestehen können, als bei höheren, denn nach dem Preise des Korns richte sich der Preis der Arbeit, nach dem Preise der Arbeit aber der Preis der Manufakturen und jedes Artikels der Industrie. Der Preis der Arbeit und jedes Dinges, welches der Boden und der Kunstfleiß hervorbringe, müsse im Verhältnisse des Kornpreises fallen und steigen. Jeder im Staate werde daher bei niedrigen Kornpreisen gewinnen und der Landwirt wenigstens nicht verlieren. Denn wenn er gleich weniger Geld erhalte, so werde dies Geld doch eine höhere Kaufkraft haben; sein Vermögen, sein Verdienst blieben daher, was sie jetzt seien, ob sie gleich durch eine geringere Quantität von Silber bezeichnet würden.[2]) Steigere man dagegen den Preis des Korns, so vermehre man dadurch das wahre Vermögen des Grundeigentümers nicht, man ermuntere dadurch den Landwirt nicht zu einer besseren Bestellung seines Ackers, weil man ihn dadurch nicht in den Stand setze, mehr Arbeiter anzustellen, als jetzt.[3]) Dieses „Raisonnement“ habe erstaunlich starken Eindruck gemacht und sei hundertmal nachgesprochen worden. Es sei auch sehr konsequent, nur — der Vordersatz sei nicht wahr![4]) ,,Nach dem Kornpreise sollten sich die Preise der Arbeit und aller Dinge richten? Die Erfahrung aller Orten und aller Zeiten widerlegt das! Freilich, wenn man sich einen Staat in einem stillstehenden, völlig permanenten Zustande denkt, wo Bevölkerung, Vermögen des Staats und des einzelnen, Geldumlauf, Regierungs-Prinzipien, Sitten und Charakter der Bürger, Industrie, Handel, auswärtige Verhältnisse vollkommen dieselben bleiben, oder letztere vielmehr ganz wegfallen; so läßt sich annehmen, daß auch die Preise aller Dinge in gleichem Verhältnisse bleiben werden. Aber selbst hier könnte man mit ebenso vielem Rechte sagen: der Preis der anderen Dinge bestimme den Preis des Korns, als umgekehrt. Wo gibt es aber einen solchen Staat, wenn man China etwa ausnimmt?“ [5])

Thaer wendet gegen Smith weiter ein, daß in jedem Staate, wo Bevölkerung, Industrie usw. steige oder falle, alle Preise, auch die der Arbeit und des Getreides ihre Verhältnisse veränderten. Er begründet dies wie folgt: Gesetzt, es höben sich in der einen oder anderen großen Stadt die ,,Handlung'' und Fabriken; letztere erhielten stärkere Bestellungen unter vorteilhafteren Bedingungen; sie brauchen

[1]) Ibid. S. 171.
[2]) Ibid. S. 171—172.
[3]) Ibid. S. 172.
[4]) Ibid. S. 172—173.
[5]) Ibid. S. 173.

daher mehr Menschen. Weil sich für den gewöhnlichen Lohn nicht mehr einfinden, so müssen und können sie den Lohn erhöhen. Durch diese Lohnerhöhung ziehen sie Landarbeiter heran, und der Landwirt sieht sich gezwungen, den Lohn ebenfalls zu erhöhen. Wenn nun der Kornpreis hiernach stiege, so wäre das doch eine Folge des erhöhten Arbeitslohnes, also Wirkung, nicht Ursache desselben. Es werde jedoch eine Steigerung des Kornpreises nicht immer eintreten, denn Konsumtion und Nachfrage nach Korn werden darum nicht immer größer, vielleicht gar geringer;[1] „denn der besser bezahlte Arbeiter ißt nun mehr Fleisch, weniger Brot und Mehlbrei; er trinkt mehr Kaffee, Tee, Rum, vielleicht Wein, statt seines vormaligen Biers und Branntweins.“[2] Thaer will damit zeigen, daß nicht der Kornpreis allein der treibende Faktor bei der Lohnerhöhung sei. Ausdrücklich betont er des weitern: „Und wie viele andere Ursachen gibt es, die den Arbeitslohn steigern, ohne daß Kornpreise daran schuld sind, und ohne daß sie in die Höhe gehen! Öffentliche Bauten, Wegbau, Ziehung von Kanälen — Neigung reicher Privatpersonen zum Bauen, zu großen Gartenanlagen —, starke Werbung und Ausnahme, auch Ausmarsch des Kriegsheeres gehören hierher. Der Arbeiter muß zwar das verdienen, was er notwendig braucht; aber er richtet sich in dem, was er für seine Arbeit fordert, nicht nach seinen Bedürfnissen, sondern nach dem, was er erhalten kann. Und er weiß sehr gut, daß er mehr erhalten kann, wenn es mehr Arbeit als Arbeiter gibt. Wo die freien Drescher nicht vermöge eines besonderen Miets-Akkords verpflichtet sind, um einen gewissen Scheffel zu dreschen, da verlangen sie mehr, wenn das Korn wohlfeil ist und Arbeit gesucht wird.“[3]

Es ist ziemlich klar, wo Thaer hinaus will. Er verlangt einen guten Preis für Getreide, zugleich will er uns zeigen, daß derselbe nicht mit dem allgemeinen Wohle kollidiert. Aus diesem Grunde allein bekämpft er Adam Smith, allerdings ganz unnötigerweise, da Thaer Smith mißverstanden hat, denn letzterer war eben für hohe Getreidepreise eingenommen, da er der Meinung war, daß mit dem Fortschreiten der Kultur die Getreidepreise steigen müssen.[4]

Es liegt also auf der Hand, daß die Ausführungen Thaers gegen Smith unnötig waren, Thaer hätte sich vielmehr grade auf Smith berufen können. Doch steht Thaer mit diesem Mißverständnis nicht allein da. In anderen Punkten dagegen zeigt Thaer ein sehr richtiges Verständnis für die Lehren von Adam Smith, wie wir noch sehen werden.

---

[1]) Ibid. S. 173—174.
[2]) Ibid. S. 173—174.
[3]) Ibid. S. 175—176.
[4]) s. August Oncken, Was sagt die Nationalökonomie als Wissenschaft über die Bedeutung hoher und niedriger Getreidepreise, Berlin 1901.

Man würde indessen fehlgehen, wenn man Thaer für einen Agrarier halten wollte. Allerdings hat er den Ausspruch getan:

„. . . erzwungene niedrige Preise sind eine Anleihe auf Wucherzinsen. Sie kommen dem Volke so wenig zugute, wie diese dem Verschwender.“[1]) Aber zugleich erklärt er sich gegen „erkünstelte hohe Preise“.[2]) Das gleiche gilt von seiner Stellung zum Industrie-Schutzzoll. Er meint u. a.:

„Aber so wenig wie wir glauben, daß die so emsig betriebene Sperrung und die Isolierung Deutschlands seine Industrie im allgemeinen beleben würde — obwohl einzelne Personen und Fabrikstädte für den Moment Gewinn davon haben möchten —, ebensowenig glauben wir, daß eine Sperrung der Korneinfuhr, welche von manchen als unbedingt nötig zur Erhaltung unseres Landbaues angesehen wird, diesem wahrhaft nützen würde und für das allgemeine Beste — was immer auch das Beste des Grundbesitzers ist — ratsam sei: Eine Sperrung der Einfuhr würde notwendig auch eine Sperrung der Ausfuhr, vielleicht in kurzer Zeit nach sich ziehen und das unsichere Prohibitivsystem — was in der Regel lauter Mißgriffe macht, die Spekulation tötet und die Industrie lähmt — wieder eintreten müssen. Die unselige Erfindung der Briten kann nur ihnen nutzen, weil ihre ganze Staats- und bürgerliche Verfassung ein Organismus ist, der aus lauter Fehlern besteht, wovon einer den andern wieder gut macht; weswegen sie der Verbesserung jedes an sich anerkannten Fehlers widerstreben. Auch macht es ihre geographische Lage und Seemacht, wodurch sie sich immer helfen können, leichter ausführbar und minder gefährlich. Der Industrie und dem Wohlstande aller andern europäischen Nationen hat die Nachahmung geschadet.“[3]) Das Prohibitivsystem bekämpft Thaer bei verschiedenen Gelegenheiten.[4])

Thaers Stellung zur Handelspolitik wird kurz folgendermaßen zu charakterisieren sein:

Thaer ist entschieden gegen jeden absoluten, für alle Ewigkeit gelten sollenden Grundsatz in der Handelspolitik, er bekämpft am allerschärfsten die blinde Nachahmung, man müsse alles nach Zeit und Ortsverhältnissen erwägen, kurzum, in allen Stücken ist er relativ. Er ist sowohl gegen das Prohibitivsystem, als auch gegen absolute Handelsfreiheit. Ein Gleichgewicht will er zwischen Ackerbau und Industrie, beide seien gleicherweise zu berücksichtigen, ein harmonischer Ausgleich zwischen beiden sei zu erstreben; einen

---

[1]) Albrecht Thaer, Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft Bd. 2 2. Abt. S. 215.

[2]) Ibid. S. 215.

[3]) vgl. Thaer, Möglinsche Annalen d. Ldw. Bd. 6 1820 S. 341—342.

[4]) Thaer, Möglinsche Annalen d. Ldw. Bd. 13 1824 S. 97, Bd. 15 1825 S. 205.

gemäßigten Schutzzoll für den Fall der Not verwirft Thaer nicht unbedingt.

Es wurde schon vorher einmal betont, daß Thaer in einigen Punkten, die vielfach mißverstanden worden sind, ein richtiges Verständnis für die Lehren Ad. Smiths zeigt. Dies kommt unter anderem in folgendem zum Ausdruck. In einer Auseinandersetzung gegen die Fabrikanten beruft er sich [1]) gerade auf Adam Smith, als auf denjenigen Nationalökonomen, der für die Kapitalisten nicht eingenommen sei. In diesem Punkte begegnet sich Thaer mit der Auffassung Smiths, die August Oncken dargelegt hat.[2]) Des weiteren bezieht sich Thaer auf Smith als denjenigen Schriftsteller, der die Präponderanz der Landwirtschaft vor dem Handel hervorgehoben habe.[3]) Auch hier ist Thaers Auffassung entsprechend dem jetzigen Stande der Smith-Forschung,[4]) was hoch angeschlagen zu werden verdient.

c) Zu Malthus.

Eine eigentümliche Stellung nimmt Thaer Malthus gegenüber ein: er bekämpft und befürwortet Malthus zugleich. In einer Note, die wahrscheinlich mit Bezug auf die Malthussche Bevölkerungstheorie niedergeschrieben ist, meint Thaer in seiner bekannten und vielfach auch gefürchteten, satirischen Weise, daß staatswirtschaftliche Schriftsteller das Problem, dem Menschen Nahrung zu verschaffen, durch den Rat gelöst hätten, ihn sterben zu lassen.[5]) Trotz dieser Schärfe des Ausdruckes hat Thaer die Autorität Malthus' anerkannt.[6]) Übrigens ist Thaer kein prinzipieller Gegner der Malthusschen Bevölkerungslehre. Er sagt ausdrücklich, daß die Nation sich nicht durch die Zunahme der Volksmenge bereichere,[7]) und stimmt Malthus darin bei, daß die Vermehrung der Lebensmittel der Volksvermehrung voranzugehen habe.[8])

„Es war eine Zeit" — sagt Thaer — „wo man in der Staatskunst nur Vermehrung der Bevölkerung zum obersten Prinzip und zum einzigen Ziele machte, weil man annahm, daß Produktion, Nationalreichtum und Stärke des Staates ganz davon abhängig seien. Nachdem eine Zeitlang die Beförderung der möglichst höchsten allgemeinen Glückseligkeit an der Tagesordnung gewesen

---

[1]) Thaer, Möglinsche Ann. d. Ldw. Bd. 1 1. Stück, Berlin 1817, S. 579.
[2]) vgl. dessen: Was sagt die Nationalökonomie als Wissenschaft usw., Berlin 1901.
[3]) Thaer, Möglinsche Ann. d. Ldw. Bd. 1 1817 S. 551 und S. 577.
[4]) Aug. Oncken, Was sagt die Nationalökonomie usw.
[5]) vgl. Thaers Note in den Annalen des Ackerbaues Bd. 2 1805 S. 24.
[6]) vgl. Thaers Aufsatz: „Über Getreide-Politik" in den Möglin. Annalen etc. Bd. 1 1. Stück 1817 S. 576.
[7]) Thaer, Annalen des Ackerbaues Bd. 9 1809 S. 195.
[8]) Thaer, Mögl. Annalen Bd. 7 1821 S. 688.

war, so hat man neulich mehr den finanziellen Gesichtspunkt gewählt und die Vermehrung des Nationalreichtums oder des reinen Einkommens der Nation als das einzige Objekt der Staatswirtschaft dargestellt.[1]) Und weiter: „Ich halte dieses Prinzip unter den bisher aufgestellten allerdings für das sicherste.“[2])

In der Populationistik ist Thaer Anhänger der Physiokraten, aus welchen jedenfalls auch Malthus geschöpft hat.[3]) Schon in einer Besprechung über den deutschen Physiokraten L. Krug sagt Thaer:

„In vielen einzelnen Bemerkungen, die der Verfasser (Krug) über Bevölkerung macht, trete ich ihm zwar vollkommen bei. Nicht darum wird ein Staat reich und wohlhabend, weil seine Bevölkerung steigt, sondern darum steigt seine Bevölkerung, weil er reich und wohlhabend wird. Eine widernatürliche, durch Kunst hervorgebrachte Bevölkerung wird den Staat eher arm als wohlhabend machen, weil man den auf künstliche Weise herbeigezogenen Menschen selten eine reinen Ertrag gebende Arbeit verschaffen kann.“[4])

Es ist klar, daß Thaer dieser Bevölkerungslehre huldigt; allein nicht so ohne weiteres und ganz absolut, auch hier macht er Konzessionen. Und gerade in seinen Konzessionen zeigt er sich, wenn auch nur zum Teil, als Gegner von Malthus. Er sagt bei irgend einer Gelegenheit u. a. folgendes: „Die Besorgnisse, welche Malthus wegen Übervölkerung erregte, sind faktisch gehoben, indem es sich in England, wo sie am stärksten waren, zeigt, daß bei einer enormen Volksvermehrung die Produktion mit der Konsumtion nicht nur Schritt gehalten, sondern vorgeeilt sei und ihr durch Erhöhung der Landkultur noch lange gleich bleiben könne, obwohl in diesem Reiche nur der dritte Teil mit dem Landbau beschäftigt ist und mit seinem Produkte zwei andere ernähren muß. Hypothetisch — d. h. wenn kein anderes Hindernis der Menschenvermehrung in den Weg tritt — scheint mir jedoch sein Satz, daß die Bevölkerung in geometrischer Progression (2. 4. 8. 16. 32. usw.), die Produktion nur in arithmetischer (2. 3. 4. 5. 6. usw.) fortschreiten könne, — seine Richtigkeit zu haben, ungeachtet solcher von mehreren neueren Schriftstellern für ganz unbegründet erklärt wird. Aber sein Endresultat liegt in unabsehbarer Ferne, zumal wenn wir die Nationen als ein Menschengeschlecht und die Oberfläche des Erdballes als sein Eigentum betrachten.“[5])

---

[1]) vgl. Thaer, Annalen des Ackerb. Bd. 4 1806 S. 43—44.

[2]) Ibid. S. 44.

[3]) vgl. August Oncken, Geschichte der Nationalökonomie I S. 380.

[4]) vgl. Thaers Besprechung über L. Krugs „Beobachtungen, den Nationalreichtum des preußischen Staates usw.“ in Ann. des Ackerb. Bd. 2 1805 S. 125.

[5]) vgl. Thaers Aufsatz: Ansicht unserer Zeit in bezug auf das landwirtschaftliche Gewerbe in den Möglinschen Annalen der Landwirtschaft Bd. 13 S. 104, Berlin 1824.

Wie man sieht, geht Thaer hier wiederum mit Malthus zusammen, er stimmt Malthus zu, daß die Produktion die Bevölkerung bedinge, aber sein „Endresultat" ist nicht ganz das Malthussche. Die Gefahr der Übervölkerung ist und bleibt bestehen, doch liegt dieselbe in so weiter Ferne, daß man jetzt noch keine Angst zu haben braucht.

Interessant ist es immerhin, daß gerade der Mann, welcher der deutschen Landwirtschaft die Wege zu einer gewaltigen Steigerung der Produktion gezeigt hat, die Möglichkeit zugesteht, daß die Steigerung der Produktion in Proportion der Vermehrung der Menschen einmal ein Ende habe.

Thaer hat die weitere Malthussche Konsequenz nicht gezogen, d. h. dem Menschen das Recht auf Existenz nicht bestritten; darüber hat Thaer sich gar nicht ausgelassen. Die Bemühungen, bezüglich dieses Punktes bei ihm Aufschluß zu finden, waren vergeblich. Wir dürfen wohl annehmen, daß Thaer in dieser Beziehung Malthus nicht folgen würde, weil er sich, wie früher angeführt wurde, gegen ähnliches scharf ausgesprochen hat, indem er sagte, man rate, den Menschen, anstatt ihm Nahrung zu verschaffen, sterben zu lassen.

Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.